Einladung

zur

Eröffnungsfeier der „Pflegstätte für Germanenkunde“ am 5. Oktober 1936, 11 Uhr, im Landestheater Detmold, unter Mitwirkung der Landesregierung und der Stadt Detmold, veranstaltet vom Deutschen Ahnenerbe E. V., Berlin

Eröffnungsansprache

SS-Brigadeführer Dr. Reischle
Führer des Stabsamtes des Reichsbauernführers

Begrüßungsworte

des Leiters der Pflegstätte Professor Teudt

Festansprache

Professor Dr. Walther Wüst, Dekan der philosophischen Fakultät
I. Sektion der Universität München

Der Reichsstatthalter und Gauleiter Dr. Meyer hat seine Teilnahme zugesagt und wird persönlich das Wort ergreifen. Außerdem sprechen ein Vertreter der Landesregierung und der Oberbürgermeister der Stadt Detmold. Die Feier wird von musikalischen Darbietungen umrahmt. Am Nachmittag finden Besichtigungen statt.

Schriftliche Anmeldung der Teilnehmer erbeten bis 20. September an die „Pflegstätte für Germanenkunde“, Detmold, Adolf-Hitler-Damm. Gäste willkommen.

Deutsches Ahnenerbe E. V.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

Einladung

zur

außerordentlichen Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.“, Detmold, am 4. Oktober 1936, 20 Uhr, in der „Pflegstätte für Germanenkunde“, Detmold, Adolf-Hitler-Damm.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes über die Ausschußsitzung vom 18. Januar 1936 und über die Aussprache der Ausschußmitglieder am 18. Juli 1936
2. Satzungsänderung
3. Verschiedenes

Schriftliche Anmeldung der Teilnehmer erbeten bis 20. September an die „Pflegstätte für Germanenkunde“, Detmold, Adolf-Hitler-Damm.

Der Vorsitzende der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Oktober Heft 10

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Spanien und wir

„Zerstört alle Orte, da sie ihren Göttern gedient haben, sei es auf hohen Bergen, auf Hügeln oder unter Bäumen; reißt um ihre Altäre und zerbrecht ihre Säulen und verbrennt mit Feuer ihre Haine und die Bilder ihrer Götter tut ab und vertilgt ihren Namen aus demselben Ort!“

Das ist nicht etwa das Programm der zur Zeit in Spanien wirkenden Bolschewisten aller Schattierungen. Und doch hat es im Wesen sehr viel damit zu tun. Es ist die Anweisung, die der Jude Moses (5, 12; 2 und 3) seinen Leuten gab, als sie in das Land einfielen, das vor ihnen von frommen Heiden mit stark nordischem Einschlag bewohnt gewesen war. Nach diesem Programm haben die Hebräer gearbeitet, wo sie gerade die Macht dazu hatten, und ihre Rassegenossen tun es heute noch. Wir haben jüngst aus Nürnberg gehört, daß der Bolschewismus, der sich jetzt auf der iberischen Halbinsel einzunisten beginnt, eine mit verschwindenden Ausnahmen rein hebräische Angelegenheit ist. Und es läßt sich nicht leugnen, daß — eine rein sachliche Feststellung — der Urheber des obengenannten Programms ein Rassegenosse derjenigen ist, die in Rußland, in Ungarn und jetzt in Spanien dieses Programm im großen durchführen.

Nun haben uns freilich die Theologen belehrt, daß die Hebräer unter ihrem Häuptling dieses rigorose Programm gewissermaßen in einem höheren Auftrage durchführen mußten: sie mußten ihre „reine Lehre“ gegen das „Gift des Heidentums“ bewahren und schützen und ihrem Volke jeden Anreiz nehmen, wieder „in das Heidentum zurückzufallen“. Ja, das ist freilich eine Rechtfertigung, und diese Rechtfertigung haben seither alle Zerstörer von Heiligtümern für sich in Anspruch genommen. Und die Bolschewisten tun es heute auch. Aber nein, so ertönt es aus einem Teil der Presse, was da in Rußland und in Spanien wütet, das ist ja das Heidentum selbst, das dem Christentum den Kampf auf Leben und Tod angesagt hat. Es ist der leibhaftige Antichrist, der in teuflischem Haß zum Endkampf gegen die höchsten Güter der Religion antritt.

Mit dem Teufel ist es nun so eine Sache, und der schlichte Laie wird versuchen, sich die Dinge zunächst einmal ohne Bemühung des Höllenmohren zu erklären. Und er be-

ginnt, sich in der ganzen Welt ganz allmählich die Frage vorzulegen: was ist denn nun eigentlich die tiefere seelische Ursache dieses abgrundtiefen Hasses, der sich da in der Ermordung von Priestern, der Schändung und Hinschlachtung von Nonnen, der Verbrennung von Gegnern, der Schändung von Leichen, der Zerstörung von Kirchen, Heiligenbildern und christlichen Kultgegenständen austobt? Liegt es in der Natur des Spaniers, oder hat es übernatürliche Gründe: hat der Teufel selbst von so vielen spanischen Seelen so reißend Besitz ergriffen, daß sie unter Luzifers Führung selbst den Himmel stürmen und in die Hölle hinabstürzen wollen?

Weder das eine noch das andere. Denn der Spanier ist, in normaler Verfassung wenigstens, ein genau so anständiger Mensch wie der Italiener und der Deutsche. Sein tragikomisches Urbild, der edle Ritter Don Quijote, ist bei aller zeitweiligen Verschrobenheit ein durch und durch anständiger Charakter, der nur allzu leicht allerlei Suggestionen unterliegt. Und das mit der unmittelbaren Einwirkung des Gottseibeiuns klingt auch nicht sehr wahrscheinlich; denn in welchem Lande gäbe es auch nur annähernd so viele Klöster, Priester, Bischöfe, Mönche, Nonnen und Weihwasser — lauter Dinge, die der Böse fürchtet; und wo hätte die Kirche sonst seit vielen Jahrhunderten eine Gelegenheit wie dort gehabt, ihre segensreiche Tätigkeit wirksam werden zu lassen? Und trotz alledem diese Verblendung?

Wir wollen weder darüber ein Urteil fällen, noch uns in die inneren Verhältnisse Spaniens einmischen. Aber wir müssen das Auge offenhalten für alle die Erscheinungen, die einmal für das Germanien von ehemals und das Deutschland von heute von Bedeutung gewesen sind, und die es leicht wieder werden können. Kann uns das Schicksal eines vom Bolschewismus bedrohten Spanien nicht gleichgültig sein, so können uns auch die Ursachen, die hinter dieser für uns wichtigen Frage wirksam sind, nicht gleichgültig lassen.

Es kann uns am wenigsten gleichgültig lassen, wenn heute wieder einmal aus dem Munde jener, die gegen die von uns gewollte germanische Selbstbesinnung in Predigten und Aufsätzen, in pseudowissenschaftlichen „Forschungen" und heimlicher Agitation ankämpfen, die Behauptung aufgestellt wird, der Bolschewismus und was damit zusammenhängt, sei eine „heidnische" Angelegenheit. Die Perfidie dieser Vorspiegelung liegt darin, daß mit dem Worte „Heidentum" gemeiniglich die Glaubenshaltung unserer germanischen Vorfahren bezeichnet wird; der einfache Mann, auf den wir mehr Wert legen, als auf manchen tüftelnden Stubengelehrten, soll daraus den Eindruck gewinnen, als wenn unsere Ahnen erst durch die segensreiche „Bekehrung" aus finsteren Bolschewiken zu anständigen Menschen gemacht worden wären. Es sind dieselben Leute, die zwar auf jeden Angriff ihrerseits mit Märthyrerpose reagieren, die aber über Unterdrückung ihrer Glaubensfreiheit klagen, wenn man ihnen nicht gestattet, *ihre* Gegner zu beschimpfen oder auf den Scheiterhaufen zu setzen. Wir verteidigen jenes Heidentum, von dem Ernst Moritz Arndt gesagt hat: „Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen."

Wir haben vom ersten Augenblick des Bestehens dieser Zeitschrift an dieser Aufgabe zu arbeiten versucht. Denn wir hatten erkannt, daß dieses Heidentum nicht in einer vergänglichen Götterlehre besteht, nicht in einer Asentheologie und ähnlichem, sondern in einem Grundelement der deutschen Seele, das über alle zeitbedingten Äußerungsformen hinweg in seiner Einstellung zu den Grundfragen des Daseins beständig ist, und das daher niemals durch eine Lehre ersetzt werden kann, die in fremden Seelen gewachsen ist. Es sei denn, daß man die deutschen Seelen verbrennt und verkrüppelt. Aber ist dies „Heidentum" einmal ausgetrieben, so wird nie wieder ein echter Glaube dafür Einzug halten.

Diese Haltung der durch die Ereignisse in Spanien in Verlegenheit versetzten Leute

zwingt uns, das Feuer, das zur Zeit wieder einmal in Spanien angezündet wird, einer genaueren psychologischen und historischen Untersuchung zu unterziehen. „Reißt um ihre Altäre, zerbrecht ihre Säulen, verbrennt ihre Bilder!" Diese von Moses ausgegebene Losung ist ganz buchstäblich — das hat Wilhelm Teudt unwiderleglich bewiesen — als ein Erbe des Judentums von der christlichen Kirche übernommen; sie ist von den römischen Sendboten in Germanien wortwörtlich angewandt worden. Das Feuer, das Bonifaz in die friesischen Götterhallen warf und an die heiligen Eichen legte, ist Feuer von jenem Feuer des Juden Moses; und solange seine Nachfolger die Macht hatten, es auszubreiten, ist es in Europa und anderswo nicht wieder erloschen. Aber es hat nichts mit dem heidnischen Feuer Germaniens zu tun; mit dem Feuer, das auf Bergeshöhen und an Lichterbäumen entzündet wurde und entzündet wird — zur Feier des Lebens, aber nicht zur Verbrennung Lebendiger. Und wenn vor noch nicht einem Jahre dieses Feuer und diese Lichterbäume von allerberufenster Seite aus als ein „heidnischer Brauch" bezeichnet wurden, so erklären wir fröhlichen Herzens, daß wir bei diesem Heidentum zu bleiben gedenken und gerne auf jenes andere Feuer verzichten, das man uns ungerufen ins germanische Land gebracht hat, und das nicht nur Hunderte von Heiligtümern, sondern auch Tausende von Hofstätten und Hunderttausende von deutschen Männern und Frauen verzehrt hat.

Dies Feuer ist in all seinen Gestalten das unheilige Gegenteil unserer heidnischen Feuer. Unser *Heidentum* ist *Ehrfurcht* vor dem Lebendigen, vor dem Leben selbst, in dem sich das Göttliche offenbart: *ihm zu Ehren* brennen unsere Feuer. Jene Feuer der unheiligen Eiferer aber brannten zur *Vernichtung gottgeschaffener Wesen*; sie brannten und brennen noch zur Vernichtung des Lebens selbst, das man in ein Zwangssystem von Dogmen zwängen wollte und damit seiner wahren Bestimmung zuzuführen vorgab. Sie verkörpern die Lebensfeindlichkeit und Gottfeindlichkeit schlechthin. Wenn wir überschauen, welche Spuren sie in Germanien hinterlassen haben, so werden wir verstehen, woher die Feuer stammen, die heute in Spanien brennen.

Der Frankenkönig sollte verbrennen, was er angeblich angebetet hatte, und er tat es. Die Sachsen wollten es nicht, und man zündete ihnen ein dreißigjähriges Feuer an, dessen Spuren noch heute zu fühlen sind. Dann war das Feuer mehrere Jahrhunderte lang weniger sichtbar; nur gegen Heiden wurde es dann noch angewandt, wenn sie keine rechte Bekehrungsfreudigkeit zeigten. Es brannte lichterloh bei dem Sturm auf Jerusalem und in jenem Lande, wo Moses es zuerst angezündet hatte. Dann aber begann es in der Christenheit selbst zu schwelen und endlich in hellen Flammen emporzuschlagen. Man entdeckte, daß es viele Hunderttausende von Christen gab, die von ketzerischer Bosheit erfüllt waren. Sie aufzuspüren, war der Zweck der geistlichen Organisation, die sich die „heilige Inquisition" nannte und die der Ketzerei Verdächtigen für den Scheiterhaufen reif zu machen hatte. Die Scheiter anzuzünden, überließ man dann großzügig dem „weltlichen Arm" (mit dem man in anderen Fragen zuweilen raufte), denn es war nicht ohne Risiko und ein gewisses Odium.

Im Jahre 1231 versuchte man dies System auch in Deutschland einzuführen. Konrad von Marburg, ein fanatischer Dominikaner, war sein Hauptvertreter; jener finstere Pfaffe, der sich als Beichtvater der Elisabeth von Thüringen in sadistischer Seelenquälerei unbestrittene Meisterschaft erworben hatte — bei der dunkelhaarigen Ungarin, die man sonderbarerweise zur deutschen Nationalheiligen proklamiert hat und die man auf den Schwindschen Wartburgbildern als aufgenordete deutsche Frau bewundern kann. — Die Scheiterhaufen begannen zu schwelen, die Foltern zu arbeiten. Aber zum Glück für Deutschland machte der finstere Konrad einen Fehler: er wagte sich mit Ketzereibeschuldigungen an zwei Große des Reiches heran, und diesen war damals selbst die Tscheka des heiligen Dominikus noch nicht gewachsen. Die Deutschen griffen zur Selbsthilfe und

schlugen den Seelenmörder tot. „Das ist die barbarische Wildheit der Deutschen", schrie Papst Gregor IX., als er die Nachricht bekam. Aber er machte keinen Versuch, seine heilige Brüderschaft dieser barbarischen Wildheit noch einmal auszusetzen. Unsere Wildheit hat uns für 250 Jahre gerettet.

Dafür setzte sich die Brüderschaft des heiligen Dominikus in seiner Heimat, in Spanien, um so dauerhafter fest. Das Mutterland der Inquisition wurde auch ihr unglücklichstes Opfer. Hatten darum tapfere Gotensöhne das Land von den Arabern befreit, und hatten diese darum den Unterworfenen ihren Glauben belassen? Die Ketzerfeuer von Granada breiteten sich mit den spanischen Heeren von neuem über Europa aus. Uns hatte um dieselbe Zeit eine päpstliche Bulle mit einer neuen Form dieses Feuers, dem Hexenfeuer beglückt. Sonderbarerweise ist noch kein „objektiver" Zweck-Volkskundler auf den Gedanken gekommen, das Hexenfeuer von den Sonnwendfeuern herzuleiten und damit den heidnischen Ursprung des ersteren zu „erweisen" — wir machen höflichst auf die noch vorhandene Chance aufmerksam. Was man dann aber den unheilbar ketzerischen Deutschen zum zweiten Male an einem dreißigjährigen Feuer angezündet hat, das hatte mit Sonnwendfeuern bestimmt nichts mehr zu tun. Denn als die Nächstbeteiligten den Brand endlich zum Stillstand gebracht hatten, da erhob der römische Nuntius Einspruch gegen den „Ketzerfrieden"; seinetwegen hätte Deutschland noch weitere dreißig Jahre brennen können.

Auch in Spanien genügte noch nicht die Million verbrannter Ketzer und Mauren; die heilige Brüderschaft folgte den Schiffen des Columbus und führte auch dort den Befehl des Moses durch; gründlicher als der Meister selbst, denn man verbrannte nicht nur die Heiligtümer, sondern der Sicherheit wegen auch die Menschen selbst. Blühende Reiche sanken dahin, die einheimische Führerschicht wurde ausgerottet. Amerika verlor sein Heidentum und bekam die Jesuiten dafür wieder. Und das alles ist noch durchaus keine Sache von vorvorgestern. Noch nach den napoleonischen Kriegen hat man in Spanien die Inquisition wieder einzuführen versucht.

Vielleicht wird man jetzt besser erkennen, welcher Art das Feuer ist, das heute in den Kirchen und Klöstern Spaniens brennt, und begreifen, wodurch ein Seelenzustand hervorgerufen ist, der erst den Nährboden für den seelenwidrigen Bolschewismus bietet. *Wo man ein Volk einmal gelehrt hat, Heiligtümer zu zerstören, die eigenen Ahnen zu schmähen, zu verbrennen, was es einst verehrt hat, da wird es nicht bei diesem einen Mal bleiben.* Wenn die Zeit gekommen ist, werden *wiederum* Heiligtümer brennen; das Feuer aber wird sich gegen die kehren, die es einst gebracht haben, und es wird wieder verbrannt werden, was vordem angebetet worden ist. Die fürchterlichen Brandopfer, die in Spanien einst dem phönizischen Moloch gebracht wurden, gleichen nicht nur äußerlich den Flammenstößen der „heiligen" Inquisition; es ist das gleiche Feuer, das in den Köpfen orientalischer Fanatiker entstanden ist, jederzeit bereit, das Lebendige selbst einer Formel, eines Dogmas oder eines Machtgelüstes willen zu vernichten. *Dies* Feuer brennt heute wieder in Spanien.

Es ist daher alles andere als unzeitgemäß, wenn wir die Frage nach *unseren* zerstörten Heiligtümern immer wieder von neuem aufwerfen. Wir spüren noch die Wunden von ehedem und die Brandmale, die auch bei uns zu Infektionsherden für die von außen hereingetragenen seelischen Erkrankungen geworden waren. Zum zweiten Male werden wir dies Feuer nicht in unsere Heiligtümer werfen lassen. Wir zünden auch keine fremden Heiligtümer an, aber wir werden niemals dulden, daß das deutsche Land und Volk wieder zum wehrlosen Tummelplatz für fremdgeistige Machtgelüste und Lehren wird — mögen diese nun von Osten oder von Süden kommen.

Denn wir haben heute zum ersten Male seit tausend Jahren eine Führung, die keinem anderen als allein dem *deutschen Geiste* Rechnung zu tragen gewillt ist, und die ihren weltlichen Arm *keiner Macht* als der des eigenen deutschen Volkes dienstbar macht. Wir wollen an den traurigen Vorgängen in Spanien unser germanisches Bewußtsein schärfen und hoffen, daß das tapfere spanische Volk seinen inneren Frieden wiederfindet, indem es die Wurzel seines Unheils erkennt, wie wir sie erkannt haben.

Hugin und Munin.



Lichtbild H. Wille

Ein Mahnmal der Hitler-Jugend auf Rügen

Von Hermann Wille

Vieles, das unbewußt in uns lebte, mußte erst durch einen äußeren Anlaß in Bewegung gesetzt werden und wurde zur Tat durch die Kraft des Führers und seiner Bewegung.

Bis dahin waren es nur einige wenige, die sich mit dem Herzen und mit ihrem ganzen Wollen darum mühten, die Kultur unserer Altvorderen für uns wirklich lebendig zu machen. Durch die nationalsozialistische Bewegung ist jetzt ein frischer Zug in die For-



Lichtbild H. Wille

schungsarbeit gekommen. Was früher ängstlich gehütet wurde und nur wenige anzugehen schien, ist nun zum Allgemeingut des ganzen Volkes geworden.

Das Wissen um unsere eigenen Ahnen, das bisher an den Schulen stiefmütterlich behandelt wurde, ist heute richtunggebend geworden. Rasse- und Blutsforschung sind auf das innigste mit Ur- und Frühgeschichtsforschung verbunden und nicht voneinander zu trennen. Sie sind notwendig zur Erneuerung deutschen Wesens.

Das gesamte deutsche Volk und in ihm die Bewegung, die SS., SA., Arbeitsdienst und HJ., nimmt innigen Anteil an der Erforschung der Zeugnisse deutscher Art von ihren Uranfängen bis auf unsere Zeit, um darauf aufzubauen und fortzuwirken von heute bis in Ewigkeit.

In Bergen auf Rügen ist im Jahre 1931 der Hitler-Junge Hans Mallon im Kampf für den Nationalsozialismus gefallen. Ihm sollte ein Ehrenmal gesetzt werden, eine würdige Grabstätte, ein Mahnmal der deutschen Jugend.

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß hier auf nordisch-germanischem Boden im Walde der meerumrauschten Insel nur ein Mahnmal entstehen konnte, das mit der Eigenart und der Vergangenheit dieser Erde innig verbunden ist.

Ein Denkmal im Geist der neuen Zeit, wie sie an anderen Orten in monumentaler Einfachheit als Ausdruck des Dritten Reiches erstehen, würde an diesem Ort kaum so starke Gefühle auslösen wie ein Bau im Geiste bodenständiger germanischer Bauweise.

Alte Überlieferungen erzählen von der wuchtigen Größe und Schönheit der germanischen Halle, in der in Urvätertagen der Sippenälteste seine Gemeinschaft zur Feier-

stunde versammelte. Hier in dieser Halle soll die deutsche Hitler-Jugend am Grabe ihres für die Bewegung gefallenen Kameraden die Größe ihrer germanischen Vorfahren spüren, um ihren heldenhaften Geist als Vätererbe in sich zu fühlen.

Breit gelagert, wie aus dem Boden gewachsen, liegt die Halle. Ein langgestreckter Raum, schlicht und einfach. Ein wuchtiger Dachstuhl deckt den Raum und die Gruft, in der unter einem riesigen Deckstein der tote Kamerad zur ewigen Ruhe gebettet wird.

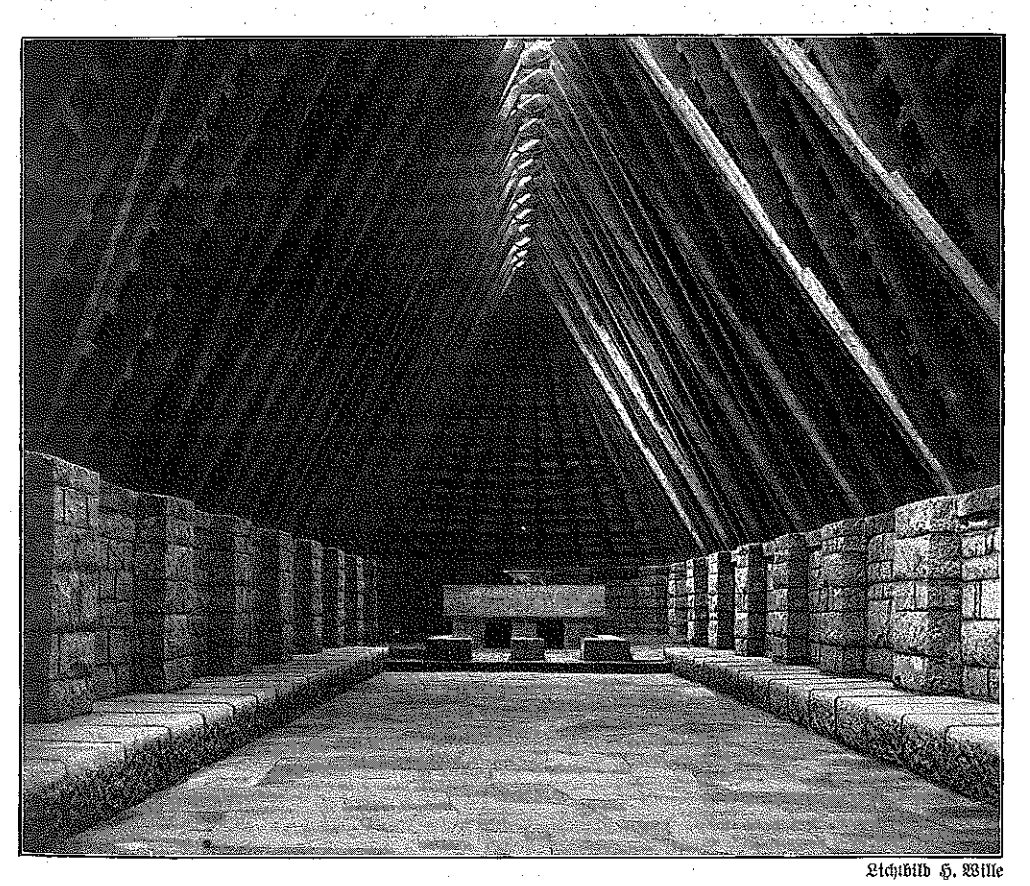
Es ist kein Versammlungsraum; hier sollen keine lauten Worte fallen, nur stilles Gedenken an den Toten und die früheren Träger seines Blutes soll die Hitler-Jugend ermahnen, für Deutschlands Zukunft zu leben, und wenn es sein muß zu sterben.

Der Bau, fest gefügt aus edlen deutschen Baustoffen, in der Technik der Gegenwart ausgeführt, zeigt die langgestreckte Form der Halle, die wir in den steinernen Sockelmauern der sogenannten „Hünenbetten" wiederfanden. Der langgestreckte Raum mit der Grabkammer der Ahnen ist im alten Geist, aber in neuer Form, für einen jungen deutschen Kämpfer erbaut.

Es wäre falsch, Altes und längst Vergangenes vorzutäuschen und in alter Bauart nachzuahmen. Aber die Idee soll erhalten bleiben, Sinnbild und Mahnmal aus Urvätertagen für die neue deutsche Jugend.

Dieser Bau ist also keine Rekonstruktion, er will nichts anderes scheinen als das was er ist: ein Bau der Gegenwart.

So gut wie wir heute in Anklang an die Antike monumentale Gebäude errichten, ohne diese kopieren zu wollen, weil sie zu unserm eigensten Wesen gehören, so konnte auf



Lichtbild H. Wille

Inneres der Halle (35.00 m × 7.50 m)

Rügen, und gerade hier in den nordischen Wäldern, ein Gebäude errichtet werden, das als Mahnmal uralter Kultur die Jugend zu ehrfürchtigem Nachsinnen zwingt.

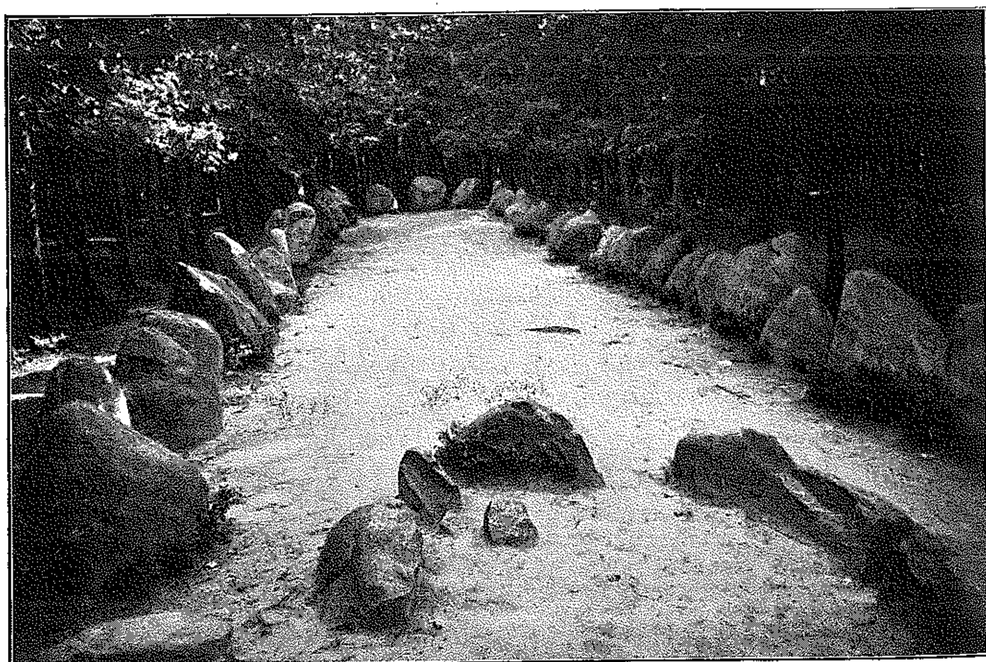
Aus diesem Gedanken heraus entstand das Mahnmal, das die sterblichen Reste eines Hitler-Jungen bergen soll, der im Kampf um die Bewegung sein junges Leben ließ. Hans Mallon, ein Kämpfer des jungen Deutschlands, soll hier im Dunkel der Halle ruhen.

Auf niederen granitenen Blöcken hebt sich der steile hohe Dachstuhl, mit Schilf gedeckt. Die Halle bietet Schutz gegen Regen und Schnee, gegen die Kälte des Winters. Es ist dem Sinne nach die gleiche Halle, von der die Quellen berichten, daß in ihr über Krieg und Frieden beraten, die Landverteilung an die Sippengenossen vorgenommen, benachbarte Fürsten empfangen und bewirtet wurden. In dieser Halle feierten die Sippen die Jahresfeste, die in der Winterszeit nicht im Freien unter alten Bäumen und unter freiem Himmel begangen werden konnten.

Daß die Ahnenverehrung unseren Altvorderen als höchste Pflicht galt, ist unzählige Male bezeugt. In der langgestreckten hohen Halle, dort, wo sich am Ende der Raum zur Apsis rundet, lag das Tiefgrab der Ahnen. Am Grabe der Väter hielten sie Rat; gleichsam als seien die Ahnen bei ihnen. Und nur in ihrem Beisein wurde beschlossen, was die Sippe tat. Hier ruhten im Halbdunkel der Halle im Tiefgrab die Gebeine der Sippenältesten und Führer in weihevoller Stille. Rings um die Halle, in den Gewölben aus riesigen Findlingsblöcken — den Großsteingräbern — ruhten die Getreuen der Gemeinschaft in ihren Steinhäusern, im Schoß der Heimaterde.

So war die Ahnenhalle, das „Hünenbett", mit den umliegenden Gräbern der freien Bauern zugleich ein Sinnbild der Zusammengehörigkeit der Volksgemeinschaft, und das Tiefgrab die Ruhestätte des Führers, der geheiligte Mittelpunkt des Sippenverbandes.

Wenn die Sonne vom höchsten Stande des Jahres sich zum kürzesten Tage geneigt



Lichtbild H. Wille

Steinsetzung im Kleckerwald bei Harburg
Sog. „Hünenbett" 46×5 m, Vordergrund Tiefgrab. Decksteine fehlen

hatte und in der Natur alles erstorben schien, wenn dann die Sonne neugeboren den Weg wieder aufwärts nahm, dann feierte man wohl das Fest der wiedergeborenen Sonne, das Wintersonnenwendfest im Schutz der Halle am Grabe der Ahnen. Die „wîhennächte", die heilige Festzeit galt dem Gedanken der Toten, zugleich aber auch dem neuen Leben, so wie die „unbesiegte Sonne", die mit ihrem Tode in der Winternacht zugleich ihr neues Leben beginnt.

Hier lasse ich Herman Wirth weitersprechen:

„Hier betete man beim Opfer um Nachkommenschaft und um Wiederverkörperung der geschiedenen teuren Vorfahren. Hier vollzog sich das ‚Stirb und Werde', die ewige Wiederkehr, welche die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum ist. Und diese Offenbarung wird als sittliche Weltordnung von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Das ist der Sinn der Sippe und der Vererbung: die hohe Verantwortung den Vor- und Nachfahren gegenüber, als Glied einer Kette. Der Tod ist kein Ende, keine Strafe: er ist Wandlung, die Erneuerung, die Umkehr. Das Grabhaus ist darum das Sinnbild des menschlichen Lebens, wo sich das ‚Stirb und Werde' erfüllt, vollzieht. Es ist die Wiedergeburtsstätte, die die ewige Wiederkehr des Lebens in seinem Geschlecht, in seinem körperlichen und geistig-seelischen Erbgute verbürgt. Hier wurde darum das hohe Fest des Jahres, die Julfeier, das Fest der Toten und Lebenden begangen und um die Wiederverkörperung der Abgeschiedenen gebetet."

Der Bau des Hans-Mallon-Ehrenmals wurde vom „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge" für die Hitler-Jugend, Gebiet Pommern, bei Bergen auf Rügen erbaut. Das Buch „Germanische Gotteshäuser" von Hermann Wille (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig), gab die Anregung zur Gestaltung des Mahnmals.

Nordisches Bauerntum in Iran

Von Dr. Bernhard Sommerlad

Es hat erstaunlich lange gedauert, bis sich die Geschichtswissenschaft den Erkenntnissen der Sprach- und Spatenforscher gebeugt und bis sich die Ansicht durchgesetzt hat, daß nordische Rasse und Nomadentum einander gegenüberstehen wie Wasser und Feuer. Daß das seßhafte Bauerntum die Grundlage aller nordischen Völker überhaupt darstellt, haben R. Walther Darrés grundsätzliche Untersuchungen wohl für alle Zeiten unumstößlich erwiesen. Es kann daher nicht mehr Ziel der Wissenschaft sein, an der Anerkennung dieser Thesen zu rütteln oder irgendwie an ihnen herumzudeuten. Wohl aber ist ihr die Aufgabe gestellt, neue Beweise der Allgemeinheit zugänglich zu machen, sie aus der unübersehbaren Spezialliteratur herauszuholen und als neue Bausteine in das große Werk nationalsozialistischer Geschichtsauffassung einzufügen. Mögen auch die folgenden Ergebnisse dem Spezialisten in ihren Einzelheiten nicht viel Unbekanntes bieten, so erscheint es doch am Platze, sie aus dem Wust wissenschaftlichen Beiwerks herauszuschälen und auferstehen zu lassen als wichtige Belege für die geistigen Ursprünge nationalsozialistischer Bauernpolitik.

Erneut zeigt sich dabei zugleich die ganze unnordische Geisteshaltung einer überlebten Lehrmethode, die den Erzeugnissen semitischer „Kultur" in der Schule zwar breiten Raum bewilligte, von Vorkämpfern nordischer Gesittung aber oft nur ihren Namen überlieferte. Was hat uns schon ein Zarathustra viel mehr bedeutet als den sagenhaften Begründer einer Religion, der nirgends auch nur der Raum bewilligt worden ist, wie er ohne Bedenken den Betrügereien semitischer Lüstlinge schon in den ersten Schuljahren eingeräumt wurde. Und doch offenbart sich gerade in diesem Manne und seiner Lehre eine wahre Fundgrube für nordische Gedankengänge. Und doch steckt darin vor allem eine Fülle agrarpolitischer Anschauungen, die es gerecht erscheinen lassen, sie in den Brennpunkt unseres Interesses zu rücken.

Sprachwissenschaft und Rasseforschung, vergleichende Religionskunde und Geschichte sind sich längst darüber einig geworden, daß die Iranier und ihr Religionsstifter nordischer Herkunft gewesen sind. Es ist auch dem und jenem, besonders Hans F. Günther, nicht entgangen, daß sich der genannte große Glaubensgestalter an ein Volk von Bauern und seßhaften Viehzüchtern wandte, wie überhaupt seine Lehre nordisches Wesen besonders getreu widerspiegelt. Entgangen jedoch scheint bislang noch immer, daß die Bauern-Bezogenheit der zoroastrischen Verkündungen eine unersetzbare Bestätigung der Meinung in sich birgt, daß die nordische Rasse, wo immer sie ins Licht der Geschichte tritt, sich als nomadenfremdes, seßhaftes Bauerntum erzeigt.

Schon einmal hat sich ein altes nordisches Volk mit seiner Überlieferung ganz eindeutig gegen eine Zuteilung zum Nomadentum ausgesprochen. Was aber für die Eroberer Indiens in der Frühgeschichte bisher mehr aus sprach- und pflanzenkundlichen Forschungen erschlossen werden mußte, hat in den Werken der Awesta schon im 8. oder 7. Jahrhundert vor der Zeitenwende einen bisher kaum beachteten literarischen, deshalb nicht hinwegzudiskutierenden schriftlichen Niederschlag gefunden. Man geht keineswegs zu weit, gerade den Gegensatz zwischen seßhaften Bauern und Nomaden als einen der Leitgedanken der gesamten Aufzeichnungen über Zarathustras Lehre anzusprechen. Vielleicht hat noch nie in der Weltgeschichte bis auf unsere Tage ein führender nordischer Geist so scharfe Worte gegen das rassefremde Nomadentum gefunden. Wenn sich je ein tief-eingewurzelter rassisch-bedingter Kulturgegensatz einwandfrei manifestiert hat, so ist das hier in der Religion des Awesta-Volkes der Fall.

Seßhafte Ackerbauern und Tierzüchter auf der einen, heimat- und ruhelose Nomaden- und Wanderhirten auf der anderen Seite, das sind die zwei großen, sich hier schroff gegenüberstehenden Rassen. Zugleich aber wird ihr Gegensatz zu einem solchen zwischen „Anhängern der Wahrheit" und „Genossen der Lüge". „Denen, die der Bebauung der unvergänglichen Erde sich widmen, wird die gute Einsicht verliehen." „Die Gerechtigkeit erkennt nur der Mann, der das nächstgelegene Gebiet umzäunt."

Der seßhafte Landmann gilt kurzerhand als fromm, der Nomade (nordisch-selbstverständlich gesehen!) als Lügner, als böse. Ohne „Wenn und aber" wird der kulturelle Gegner dem kultischen gleichgesetzt. Urtümlich rassische Einstellung stempelt den seßhaften Nordmenschen für Zarathustra zum Vertreter des Frommen, des Wahrhaftigen schlechthin. Das „Raubzeug" aber, wie es wörtlich benannt wird, der „übelberüchtigte und ob seines Tuns widerwärtige" Nomade wird in seinem Schmarotzertum treffend gezeichnet, wenn es von ihm heißt, daß er „seinen Lebensunterhalt nicht findet ohne Gewalttat an des Bauern Tieren und Leuten, obwohl der ihm kein Arg tut". Darum wird ihre erbarmungslose Bekämpfung als der geschworenen Feinde bäuerlicher Seßhaftigkeit zur religiösen Pflicht.

Eine tiefe, geradezu erstaunliche Kenntnis über das von seinen Herden nur schmarotzende Leben des (semitischen) Nomaden zeigt sich, wenn da die Seele des Urstieres zu dem seßhaften Menschen spricht: „Ich habe keine anderen Hirten als euch. So schafft mir denn die Einrichtung der Landwirtschaft." Klar wird in diesem Zusammenhang herausgearbeitet, daß unter der Mißhandlung, Grausamkeit, Roheit und dem Blutdurst der Nomaden das Rind am schwersten leidet, worüber sich die vergöttlichte Seele des Urstieres beklagt. Vor die Wahl gestellt, ob er von den seßhaften Bauern oder jenen abhängig werden will, hat er sich nach den Worten der zoroastrischen Schrift „den viehzüchtenden Bauern auserwählt". In immer neuen gedanklichen und wörtlichen Abwandlungen zieht sich diese typische Erwägung schon durch den ältesten Teil der Awesta hindurch. Der Nomade suche es zu hindern, daß die Anhänger der reinen Lehre „das Rind in Gau und Land zum Gedeih bringen". Weil diese Gegner „gegen das Rind wüten und die Landwirtschaft nicht pflegen", ist ihr Leben so schlecht. Köstlichster Lohn aber wird denen

verheißen, „die in der Gemeinschaft des trächtigen Rindes sind", d. h. eine geordnete Viehzucht (wie eben nur der seßhafte Bauer es kann) betreiben, während die irrgläubigen Nomaden „von dem Rind und der Sonne als dem Bösesten" sprechen. Und wenn dann noch einmal den letzteren in aller Eindeutigkeit vorgeworfen wird, daß sie „die Hausfrauen und Hausherren um ihren Besitz zu bringen suchen", so hat sich wohl noch niemals nordische Rasse so klar von dem Nomadentum geschieden. Mag auch in den ältesten Textteilen der Awesta die Viehzucht noch die vorherrschende Wirtschaftsform gewesen sein, so ist doch die Seßhaftigkeit der Bevölkerung einwandfrei erwiesen. Feste Siedlungen sind für Zarathustras Rassegenossen der Inbegriff des Glückes, der Ruhe und des Friedens. Solche friedlichen Siedlungen sind ein Geschenk der guten Geister. Neben dem Einzelhof, dem Haus, ist das Dorf mit seinem besonderen Dorfgenius ein geläufiger Begriff schon in diesen ältesten Teilen. Das Herdfeuer schließlich beweist eine Bodenverbundenheit, die mit Nomadentum nicht das geringste gemein hat. Wirklich aufrichtig ist der Wunsch, „solche Menschen zu werden, die ihre Siedlungen bewahren". Frühzeitig entwickelt sich damit ein echtes Heimatgefühl, wie es ebenfalls der Nomade niemals besessen hat. So ist an der Seßhaftigkeit der nordischen Awestamänner nicht der geringste Zweifel möglich.

Neben dieser unbestreitbaren Feststellung wird in den jüngeren Büchern der Awesta aber auch erneut die Richtigkeit der Ansicht untermauert, daß der Ackerbauer nun einmal zur nordischen Rasse gehört. Es ist so recht ein Beispiel für die Unausrottbarkeit mancher Dogmen, wenn ein sonst verdienstvoller Gelehrter sich die auch von ihm erkannte Tatsache der Seßhaftigkeit, des geordneten Viehzucht- und Ackerbaubetriebes und die hohe Kulturentwicklung der Iranier eben nicht anders als aus einem „Einfluß Mesopotamiens" erklären kann. Nicht weniger absurd ist es, aus der gleichen Einstellung heraus allerdings durchaus verständlich, wenn wieder andere Gelehrte in Zarathustras Weltbild eine religiös umkleidete volkswirtschaftliche Propaganda für die Landwirtschaft „zur Hebung des Awesta-Volkes aus dem Nomadentum" sehen zu müssen glauben. Der Gedanke, daß es sich nur um eine religiöse Durchdringung handelt, uralten wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt, ist ihnen nicht gekommen, eine religiöse Durchdringung nämlich, die dem praktischen Leben erst seine geistige Weihe und metaphysische Sinndeutung gibt. Wo immer die Quellen für ein uraltes Bauerntum nordischer Völker fließen, da hat dem diese längst überholte Geschichtsauffassung stets ratlos gegenübergestanden. Besondere Ratlosigkeit aber herrscht bei einzelnen im vorliegenden Falle, wo das erwiesene Bauerntum eine so deutliche Sprache redet.

Gerade die Religion des Zarathustra zeigt sich in ihren schriftlichen Offenbarungen als das Hohelied seßhaften nordischen Bauerntums. Schutz und Pflege des Bauernstandes und seiner Arbeit als der eigentlichen Grundlage der Ernährung, stehen wie kaum irgendwo anders im Mittelpunkt dieser Lehre. Als der schönste und gottgefälligste Erwerb wird hier der Ackerbau gepriesen. Ihm galt die erste Schöpfertat Gottes: „Du schufst zuerst, o Mazda, unsere Felder!" Aber „die Erde ist nicht froh", so heißt es im Vendidad, „die lange ungepflügt daliegt, während sie vom Pflüger gepflügt werden müßte, und die nach einem guten Bebauer begehrt wie eine schöne Jungfrau ... nach einem guten Gatten". Als höchste Art der Bekräftigung eines Vertrages gilt die Pfandgabe eines Landstückes. Und noch höher klingt dieses Lied, wenn es eben dort heißt: „Was ist das innerste Wesen der (mazdanischen) Religion? Da sprach Gott (Ahura Mazda): Wenn man recht viel Getreide baut, o Zarathustra. Wer Getreide sät und anbaut, der baut die Wahrheit an, der fördert die (mazdanische) Religion." „Wer erweist dieser Erde den größten Dienst? Da sprach Gott: Wenn einer recht viel Getreide, Futter und nahrungbringende Pflanzen anbaut oder wenn er Wasser auf das Wasserlose bringt."

So tritt uns eine hochentwickelte Bauernkultur entgegen. Kein Wunder, denn die Reli-

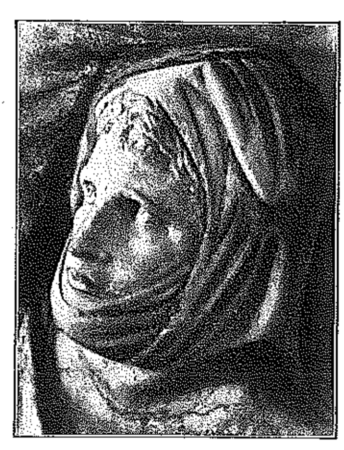
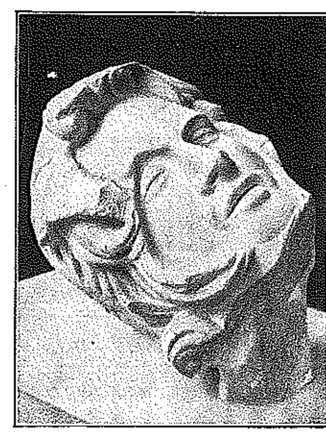
gion selbst fordert ja ihre Anhänger zu rastloser bäuerlicher Tätigkeit auf. Wo immer ein Zoroastrier sich ansiedelt, da gilt es als seine erste Pflicht, den Boden in Anbau zu nehmen. Das Entwässern der Sümpfe wie das Bewässern dürren Landes wird als hohes Verdienst, als Erfolg der guten Sache bezeichnet. Das Awesta-Volk aber besaß bald in Landesmeliorationen eine nicht unbedeutende Fertigkeit. Wenn irgend etwas den Ackerbauer vom Nomaden endgültig scheidet, dann ist es die bewußte Bodenpflege. Zielbewußt nennt darum die Vendidad als Sühne für die Tötung eines heiligen Otters die Urbarmachung eines Ackerlandes oder die Anlage eines Bewässerungskanales, wie noch im späteren Perserreich eine solche Anlage damit belohnt wurde, daß der Familie des Erbauers für fünf Generationen die Nutznießung des dadurch urbar gemachten Landes überlassen wurde. Kultiviertes Land aber gehört Ahura Madza (Gott) zu eigen, so lehrt die zoroastrische Religion.

Die überall zu beobachtende Harmonie zwischen wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Anschauungen in der zoroastrischen Lehre ist selbst in der tiefempfundenen Spannung zwischen Gut und Böse, zwischen guten und bösen Geistern durchaus landwirtschaftlich gerichtet. Die zerstörenden Gewalten erweisen es: die böse Sturmflut vernichtet den Ackerboden, und das Unkraut überwuchert des Getreide. Selbst die Tiere werden nach ihrem landwirtschaftlichen Nutzen oder Schaden beurteilt: die Giftschlange tötet das nützliche Rind. Die Läuse und Mäuse fressen das Getreide aus den Getreidespeichern weg. Selbst die Ameise gilt als böse, weil sie Getreidekörner verschleppen soll. Maden und Fliegen verbreiten Seuchen. Kurz, nur ein Bauernvolk kann eine solche Wertung vornehmen. Ein altes ackerbauendes Volk allein konnte den Kampf zwischen dem Stern Tistriya und dem Teufel Apawurta so gestalten: Dieser bringt den Pflanzen Unheil. Durch den Sieg des Sterns aber schwellen die Wassergräben an, bringen die Getreidefelder im reichen Maß Korn hervor. „Nach ihm blicken die Länder mit guter Ernte, wenn er aufgeht, und die mit schlechter Ernte." In seiner Begleitung befinden sich die Wolken, „die das Wasser bringen, das gute Ernte macht". Er ist von Gott erschaffen, der „Hexe Mißwachs" zu widerstehen, Frost, Hitze und Überschwemmung zu verhindern.

„Ackerfördernd" und „äckervermehrend" erscheint die gerade Gesinnung. Das Vorhandensein von Getreide, das Dreschen, Mahlen und Brotbacken treibt die Teufel aus und bringt ihnen Angst und Verderben. „Damit das Getreide reichlich wachse, soll man den Bösen aufsagen." Zum erstenmal wohl in der Geschichte wird hier der Nährstand als antiteuflisches Werk bezeichnet. Aber auch die Nahrung wird in ihrer Bedeutung für das menschliche Leben klar erkannt: „Wer nicht ißt, hat keine Kraft zur tüchtigen Betätigung des Wahrseins, nicht zu tüchtiger Landwirtschaft, nicht zu tüchtiger Kindererzeugung." Diese Verbindung von Landwirtschaft und Bevölkerungspolitik denkt man sich in der Göttin Urdvi personifiziert. Sie ist es, „die die Herden, die Äcker, den Besitz und das Land fördert". Sie ist Schützerin von „Haus, Dorf, Gau und Land", zugleich aber die Göttin der Geburt und der Fruchtbarkeit. Wie dieser nordischen Religion Kinderreichtum als höchstes Geschenk galt, so hat sie zugleich artfremdes Fasten und artfremde Ehelosigkeit verboten!

Nordisch und bäuerlich gesund ist die scharfe Verfolgung der Abtreibung, bei der als einer „Sünde gegen die Familie" auch die Anstifter unter Strafe gestellt werden. Der Vater hat für sein uneheliches Kind zu sorgen, so bestimmt das religiöse Gesetz, bis es groß geworden ist. Unzucht und Päderastie jedoch gelten als Zeichen religiöser Abkehr, als „unsühnbare Verbrechen". Nicht der uneheliche Verkehr an sich wird strafrechtlich verfolgt, sondern nur die Prostitution, und zwar einwandfrei aus Rassegründen, weil die Vermischung mit fremden Völkern unvermeidbar sei, weil die Prostituierten minderen Rassen angehörten.

Es ist vielleicht ein erster Beleg für nordische Rassenauslese und Zuchtgesetze, wenn

Darstellung nordischer Iranier (Perser) an einem Steinsarg zu Sidon
(Aus H. F. K. Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. J. F. Lehmanns Verlag, München)

von der Erhörung durch die genannte Göttin der Fruchtbarkeit als ausgeschlossen galten: Fieberkranke, Zwerge[1], Aussätzige, Blinde[1], Taube[1], Blöde[1], Bucklige, Lahme, Hinkende, Stumme[1], Fallsüchtige[1] und Zahnkranke. Die Göttin, die selbst in Gestalt eines schönen Mädchens, kräftig, hochgewachsen, von adliger Abkunft und mit wohlgestalteten Brüsten geschildert wird, kann diese Kranken nicht erhören. Der Verfasser kann nicht umhin, hier in religiöser Umschreibung das erste schriftlich überlieferte Verbot einer Verhütung erbkranken rasseschädlichen Nachwuchses durch Ausschaltung von der Fortpflanzung anzunehmen. Denn daß die Göttin selbst eine solche Ausmerze ohne entsprechendes menschliches Verbot vornähme, dagegen mußte das tägliche Leben ständig Beweise liefern. Eine solche Lehre konnte zu leicht durch die besondere Fruchtbarkeit vieler Erbkranker Lügen gestraft werden. Ein Volk, das nachweislich die Medizin in hervorragendem Maße gepflegt, von seinen Ärzten vor ihrer Zulassung zur Praxis mehrere Probeoperationen verlangt und schon die Schwindsucht erkannt hat, verband mit solchen religiösen Umschreibungen sicher keine unerfüllbaren Wunschbilder, zumal die Kenntnis der Entmannung auch sonst in den Predigttexten belegt ist. Noch eine andere Stelle kennzeichnet schließlich diese bewußte Ablehnung kranker Erbmasse. In der sagenhaften Beschreibung der Sintflut werden nämlich von der Rettung in die Schutzburg durch Gott Leute mit folgenden Gebrechen ausgeschlossen: Brust- und Rückenhöcker, Wahnsinn, Körperverkrümmung, Aussatz, Stottern, Muttermal, Zahnverunstaltung und „irgendwelche anderen Leiden, die ein Merkmal des Ahriman (böser Geist) sind". Ausgewählt aber sollen für die Fortpflanzung nach der Sintflut nur Männer und Frauen werden, die die „größten besten und schönsten sind", d. h. also offensichtlich nordische Typen. Diese Besinnung auf die eigene Rasse läßt es verständlich erscheinen, wenn als eine der vielen Landplagen „unzeitige Körpergebrechen", als die schlimmste aber „nichtarische Herren" angesehen werden. Von der Heuschrecke über Päderastie und Erbkrankheiten hin zum rassefremden Gebieter, eine sicher nicht unabsichtliche Reihenfolge dieser „Landplagen", sondern folgerichtige nordische Weltanschauung und Wertung.

Es mag berufeneren Forschern vorbehalten bleiben, aus der sozialen Gliederung des Awesta-Volkes, aus der Verwendung des Holzes im Strafrecht der alten Perser und aus der Anlage von Hütten unter der Erde (kata) weitere Bestätigungen für die nordische Herkunft der Iranier anzuziehen oder den Geistesinhalt dieser Lehre auszuweiten in das Bekenntnis nordischen Geistes überhaupt. Die endgültige Auswertung jener nordi-

[1] Bilden den Grundstock, sofern Leiden erblich angeboren, für unser Sterilisierungsgesetz!

schen Bekenntnisreligion, die Günther einmal mit Recht als die „höchste Glaubensgemeinschaft, die von den Völkern nordischer Herkunft ausgegangen ist", bezeichnet hat, harrt noch ihres Bearbeiters. Es ist eine nordische Volksreligion, die an einer Stelle bereits echt sozialistisch fordert, daß man dem Manne „für seine Arbeit nach Recht zahlen" soll, Zuwiderhandlungen aber mit Strafe bedroht und die „bösen Besitzer" bekämpft.

Als Denkmale altnordischen Denkens, als neue Beweise einst umstrittener Kulturfragen stehen diese Lieder einzig da. Klar und eindeutig werden nordische Seßhaftigkeit und nordisches Bauerntum als Urelemente dieser Rasse erwiesen. Es zeigt sich nur die folgerichtige Fortentwicklung im späteren Perserreich, wenn der König voranleuchten soll als Pfleger des Ackerbaues und der Baumzucht oder wenn er einmal als die „edelsten und notwendigsten Tätigkeiten die Berufe des Bauern und des Soldaten" bezeichnete. Franisch-nordischen, vom Mazdaismus nur vertieften Anschauungen folgte der persische Groß-König, wenn er die kinderreichen Familien alljährlich durch Geschenke ehrte, oder wenn solche Eltern berühmt wurden, die hochgewachsene, tüchtige Kinder erzeugt hatten. Noch im achten Jahrhundert nach der Zeitenwende verriet ein arabisches Sprichwort: „Wer tüchtige Kinder erzeugen will, nehme sich eine Perserin zur Frau", wie auch noch Xenophon „die schönen, hochgewachsenen persischen Frauen" erwähnt (Günther). In der Tat hat Günther einmal treffend gesagt: „Je mehr der Mazdaismus sich der Forschung enthüllt, desto mehr zeigt sich die Größe des Persertums, das als Gesittungsschöpfung ganz ebenbürtig, ja im Sittlichen überragend neben Hellenentum und Römertum besteht." Und soviel erscheint durch die obigen Ausführungen schon jetzt zweifelsfrei, daß die Erkenntnisse R. Walther Darrés eine neue glänzende Bestätigung erfahren haben.

Warum fremde Vornamen?

Von Heinar Schilling

Wer seinem neugeborenen Kinde einen Namen gibt, bringt bewußt oder unbewußt einen guten Teil jener Wesensprägung zum Ausdruck, die das Besondere seines Lebensstammes und damit auch der Persönlichkeit des Kindes ausmacht. Ein Name hat, so meinten unsere Altvorderen, magische Gewalt. Er drückt Inhalt, Reichweite und Zielbestimmung einer Persönlichkeit aus, und deshelb muß er ein getreues Spiegelbild des Namensträgers sein. Wer denkt nicht unwillkürlich an die uralten Sagen vom Rumpelstilzchen oder Ekke-Nekkepenn, die einen alten eddischen Glauben weitergeben — die Anschauung nämlich, daß allein schon die Kenntnis des Namens Gewalt über dessen Träger verleiht. Eine solche Vorstellung konnte nur erwachsen, weil unsere Vorfahren glaubten, daß zwischen dem Namen und den Eigenschaften des Trägers eine mythische Beziehung besteht, so daß also schon die Kenntnis desselben einen tiefen Blick in die Seele des Betreffenden vermittelt. Diese uralten Vorstellungen sind nicht tot. Sie führen ein verborgenes und geheimes Leben unter der Bewußtseinsschwelle auch der Heutigen. Wir lächeln, wenn ein Stummelgermane sein krummbeiniges rachitisches Töchterchen Brunhilde nennt. Aber hinter diesem Lächeln steckt die Erkenntnis mangelnden Rechts: es gehört ein stolzer Stamm von Ahnen dazu, ehe einer das Recht hat, seinem Kinde die wirklichkeitsmächtige Wesensbestimmung „Glänzende Kämpferin" zuzuschreiben.

Damit sind wir beim Kernpunkt des Problems. Namen gehören zum Stamme, zum Geschlecht, zur Sippe. Uralte, übrigens landschaftlich verschiedene Bräuche gaben innerhalb der Geschlechterfolgen die Namen berühmter Ahnen weiter, und zäh haftete bis ins Frühmittelalter — bei alten Geschlechtern bisweilen bis heute — in jeder Sippe die Vorliebe für besondere, der Sonderart der betreffenden Familie hervorragend gemäße Eigennamen. An diesem Brauch änderte auch die Christianisierung zunächst nichts, denn

der in jahrhundertelanger Übung geheiligte Brauch erwies sich stärker als das Bestreben der mittelalterlichen Kirche, dem Germanentum volks- und rassenfremde Heiligennamen aufzunötigen. Erst als es gelungen war, die christliche Gedankenwelt dem Volksempfinden näherzubringen, tauchten nach und nach fremde Namen auf, die allerdings seither zum festen Bestande des betreffenden Volkstums geworden sind. Während das am zähesten an der Väterweise festhaltende Skandinavien nur unverhältnismäßig wenig fremde Namen übernahm, bürgerte sich bei uns in Deutschland eine große Anzahl biblischer und lateinischer Eigennamen dadurch besonders ein, daß die Kirche in geschicktem Anpassungsdrange die entsprechenden Heiligengestalten mit Zügen des uns arteigenen Väterglaubens begabte. Nur so war es möglich, daß aus dem jüdischen Michael der deutsche Michel wurde und daß der griechische Name Georg (der Landmann) namentlich in seinen eingedeutschen Formen Jörg und Jürgen nichts fremdländisches mehr an sich hat.

Eine Zeit des wiedererwachenden rassischen Bewußtseins kann sich aber mit dieser Sachlage nicht ohne weiteres abfinden. Wir, die wir zu den echten Quellen unseres arteigenen Wesens zurückzufinden trachten, müssen gegen die durch jahrhundertelange mittelalterliche Tradition eingebürgerte Fremdtümeleien dort Einspruch erheben, wo eine bewußte Tarnung vorliegt, und wo uns, auf dem Umweg über den Bibelglauben, Dinge zugemutet werden, die mit dem Weltbild und der Ethik unserer Rasse nicht vereinbar sind. Wir verkennen zwar nicht, daß die jahrhundertelange Übung im Namengebungsbrauche seit der Christianisierung sozusagen wieder ein eigenes Recht geschaffen hat, zumal ein jeder von uns eine Menge unter seinen Vorfahren hat, die trotz ihrer jüdischen oder griechisch-römischen Vornamen gute Deutsche waren. Aber langt denn die überwältigend reiche Fülle des wirklich deutschen, wirklich germanischen Namensschatzes nicht aus? Müssen wir uns wirklich mit fremden Federn schmücken, nur weil einige wenige Jahrhunderte lang



Die Nordendorfer Spange

Geschenk einer germanischen Braut an ihren Verlobten. Die Runeninschrift auf der Rückseite lautet in Übersetzung: „Ehe ersiege Wodan, weihe Donar. Awa hat die Spange dem Leubwini geschenkt". (Augsburg, Maximiliansmuseum). Aus P. Hermann, Altdeutsche Kultgebräuche, Verlag Diederichs in Jena.

biblische Vorstellungen das uralte heilige Geistesgut unserer Ahnen überdeckten? Seit wir gelernt haben, mit Ehrfurcht und heiliger Scheu unser Vatererbe zu verwalten, können wir nicht mehr gleichgültig mit ansehen, wenn gedankenlose Eltern ihren Kindern eine artfremde Wesensbestimmung auferlegen, die unserm rassischen Empfinden unerträglich ist. Aus diesem Grunde müssen wir, selbst wenn es in jedem Einzelfalle den Bruch einer Tradition bedeuten mag, zum echten Alten zurückfinden, um nicht, wie der Chinese es so bezeichnend nennt, unser „Gesicht" zu verlieren.

Es kommt also, wie wir gleich sehen werden, in diesem Falle weniger auf eine sture Jagd nach Fremdwörtern an, sondern vielmehr auf die Ausmerzung von Bedeutungsinhalten, und mögen sie auch noch so versteckt und vergessen sein. Gerade das nämlich macht die Gefahr der fremden Namen aus, daß die meisten sie nicht mehr verstehen. Wer möchte sein Kind noch Balthasar nennen, wenn er erfährt, daß dies bedeutet, daß ausgerechnet der alte babylonische Gott Bel dessen Leben schützen soll. Mancher Vater wird nicht gerade erfreut sein, wenn er hört, daß sein Söhnlein Achim ein Leben lang die Behauptung mit sich herumträgt „Jahwe bringt zustande". Auch die Feststellung, daß der jüdische Stammesgott EL ihn richten solle, wird Daniel nicht immer angenehm sein. Noch schlimmer steht es eigentlich mit Johannes, denn selbst das gute deutsche Hans enthält die mit den historischen Tatsachen nicht zu vereinbarende Behauptung, daß Jahwe gnädig sei. Auch bei Jakob ist Vorsicht am Platze, denn dieser jüdische Name besagt schlicht: „Er betrügt." Daß Thomas ein hebräischer Zwilling ist, macht ihn uns auch nicht gerade sehr angenehm. Und selbst der so harmlose Xaverl entpuppt sich als ein semitischer „Glanz".

Nicht besser steht es bei den Mädchen. Anna ist eine jüdische „Gnädige", und bei der so arisch klingenden Arabella hat sogar Baal geflucht. Die uns griechisch anmutende Athalia meint: „Jahwe tut etwas." Und Elisabeth stellt sogar fest: „Mein Gott ist die Zuchtrute", eine Anschauung, gegen die sich wohl jedes deutsche Mädchen wehren wird. Und daß schließlich der sanfte Name Maria „die Trotzige" bedeutet, wird auch nicht jeder Molly oder Mietze, und wie die geschmacklosen Koseformen sonst noch heißen, angenehm sein.

Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Dabei haben wir nur die harmlosesten herausgegriffen, weil ja heute sowieso niemand seinen Kindern allzu alttestamentliche Namen geben wird, die ihren fremdstämmigen Bedeutungsgehalt deutlich zu erkennen geben wie etwa Isaak („er lacht"), oder Zacharias („Jahwe ist eingedenk"). Auch gegen Namen wie Rahel (das Mutterschaf) oder Lea (die Müde) wird man Bedenken haben. Aber es gibt noch eine zweite große Gruppe von Namen, die uns aus dem gleichen Grunde unmöglich erscheinen, nämlich die christlichen, griechisch-römischen Um- und Ausdeutungen biblischer Vorstellungen. Es erscheint uns heute recht unpassend, wenn allzu kriechende Demut sich mit Paul als „der Geringe" bezeichnet, oder allzu große Geschicklichkeit mit Sixtus als „der Glatte". Auch Asta (die Auferstandene) trägt für unser Empfinden allzudeutlich eine uns fremdgewordene Anschauung in sich, während andererseits Magdalene etwas peinlich an ein Dorf an dem See Genezareth erinnert. Gegen die außerordentlich vielen Namen, die christliche Tugenden feiern, ließe sich allein aus diesem Grunde nichts einwenden, wenn nicht ihre Herkunft aus der mittelländisch bestimmten Sprach- und Gedankenwelt es uns angemessen erscheinen ließe, diese Fremdstämmlinge lieber gut deutsch auszudrücken. Theophil kann ebensogut Gottlieb heißen.

Schließlich gibt es noch eine dritte große Gruppe, gegen die wegen ihres Bedeutungsgehaltes überhaupt nichts einzuwenden ist, weil sie ebenso wie unsere guten deutschen Namen aus arischem Bewußtsein und arischer Ethik geschöpft sind. Aber warum müssen wir schließlich auf den „männerabwehrenden" Alexander zurückgreifen, wenn es Dutzende von deutschen Namen gibt, die ähnliches ausdrücken. Genau so steht es mit dem „männlichen" Andreas, dem „erhabenen" August oder Bastian, dem „milden" Clemens, dem „wohlgeborenen" Eugen, dem „glücklichen" Felix, dem „gerechten" Jobst oder Justus, dem „Volksbesieger" Klaus, dem „Marssohne" Martin, dem „Felsen" Peter, und vielen ähnlichen Namen.

Was bleibt uns denn dann, zum Donner, übrig? wird erschreckt der junge Vater fragen, der vor die Wahl gestellt ist, einen Namen zu finden. Nun, er kann sich beruhigen! In dem ausgezeichneten Namenbuch von B. von Selchow[1] stehen den reichlich fünfhundert nichtdeutschen männlichen und weiblichen Eigennamen über fünftausend gegenüber, die das Gepräge unserer Art und unseres Wesens tragen. Man kann also beileibe nicht von einer Überfremdung reden, sondern es handelt sich lediglich darum, aus unserem Sprachschatz und unserem Gedankengut Fremdkörper zu entfernen, die in unserer Zeit dort nichts mehr zu suchen haben, und die wir gern entbehren können, wenn wir auf das Echte und Alte, das wir heilig halten wollen, zurückgreifen.

Wie aus dieser Darstellung hervorgeht, läuft heute mancher Deutsche mit einem Vornamen herum, der seiner innersten Überzeugung widerspricht, und den er darum geradezu als eine seelische Belastung empfindet. Hier sollte eine gesetzliche Bestimmung geschaffen werden, nach der jeder Deutsche eine Änderung seines Vornamens durch einen möglichst einfachen gesetzlichen Akt, etwa einen Antrag beim Amtsgericht, herbeiführen kann, so wie er auf demselben Wege über seine Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft entscheiden kann. Es ist auf die Dauer unerträglich, wenn sich Juden mit urdeutschen Namen schmücken dürfen, während Deutsche dazu verurteilt sind, einen jüdischen Vornamen mit sich herumzuschleppen.

Schriftleitung.

Mönche siedeln in der „Wildnis"

Von Edmund Kiß

Karolingische Grenzziehung in Hessen

Die Gründung von Reichsabteien, von königlichen Klöstern, von „villae" und „curtes" erfolgte im 7., 8. und 9. Jahrhundert überstaatlicher Zeitrechnung in angeblich völlig menschenleerem Gebiet, in „vasto", in „eremo", in „solidutine", wie die Chronisten sagen. Namentlich über die Inbesitznahme weiter Gebietsteile für die Kirche in Hessen, in den Kreisen Fulda und Hünfeld, durch den Apostel und Erzbischof Bonifatius liegen in Eigils „vita Sturmi", in Schenkungsurkunden und in einigen Kapitularien eindeutige Beweise vor. Man gewinnt bei flüchtiger Lektüre dieser Quellen den Eindruck, als habe z. B. Bonifatius seinen Missionar Sturm in die Einöde des germanischen Urwaldes geschickt, nur von zwei Mönchen begleitet, um dort geeignete Stellen für die Gründung eines Klosters ausfindig zu machen. „Potens est deus parare servis suis locum in deserto', (Gott hat Macht, seinen Dienern in der Wüste eine Stätte zu schaffen), sagt der Chronist Eigil. War eine solche Stelle in der Einöde gefunden, so erfolgte der Bericht bei der vorgesetzten Stelle, die Genehmigung und darauf die Besiedlung mit wenigen Eremiten, die rodeten, pflanzten, eine Kapelle bauten und als Einzelkämpfer gegen die Macht des Teufels wirkten. Später kommt dann der Erzbischof mit einer „immensa multitudo" (unermeßlichen Menge) von Mönchen und Handwerkern und nimmt das Land für Kirche und König in Besitz, um es bald darauf mit festen Marken, also mit Grenzen, zu versehen.

Wenn man dann heute das gesegnete Land an der Fulda durchwandert, wenn man die blühenden, schönen Gemeinden inmitten ihrer wohlbestellten Felder sieht, so denkt man unwillkürlich an jene barbarische Zeit, in der hier vorwiegend alles wüster Urwald war, kaum besiedelt von wenigen germanischen Jägern und Fischern, in der nun die

[1] Selchow, Das Namenbuch. Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

Missionare der römischen Kirche „in vasto“, „in eremo“, „in solitudine“ (in der Wüste, der Einöde, der Einsamkeit) unverdrossen ans Werk gingen, in dem unkultivierten Land der nordischen Barbaren blühende Dörfer und Städte zu gründen. Denn solche Dörfer und Städte gab es ja bei den „Wilden“ noch nicht. Man hörte in der grauenvollen Einöde nur das Brüllen der Raubtiere und den Schrei des Adlers! Zwar tauchen hier und dort in den Chroniken die Namen von Städten und Dörfern auf, nicht allzu selten sogar, von Ortschaften, die heute noch bestehen, und von solchen, die im Laufe der Jahrhunderte untergegangen sind, aber der Gesamteindruck ist doch der, daß die Kultur erst von den christlichen Mönchen nach Sachsen und Hessen gebracht wurde. Denn immer wieder betonen die Chronisten, das Land, in das sie gekommen, sei wüste und leer gewesen.

Nun hat der Kreis Hünfeld im Regierungsbezirk Kassel z. B. heute einschließlich seiner Kreisstadt 77 Gemeinden. Ich folge hier und im folgenden den Angaben des Herrn Konrad Lübeck, Doktor der Theologie und Philosophie in Fulda, aus seinem Werke: Alte Ortschaften des Fuldaer Landes, Fulda 1934. Es lassen sich nach diesem Autor außerdem weitere 104 sogenannte tote Ortschaften nachweisen, also solche, die heute nicht mehr vorhanden sind. Diese könnten allerdings, wie es auch zum großen Teil geschehen ist, etwa im Dreißigjährigen Kriege oder zu anderen Notzeiten aufgegeben worden sein. Die Angabe sagt also nichts über die Besiedlungsdichte zur Zeit der karolingischen Eroberung aus. Konrad Lübeck bringt aber auf den Seiten 266 und 267 seines eben genannten Werkes eine Zusammenstellung, aus der hervorgeht, daß

> 14 heute noch bestehende Ortschaften und 4 Wüstungen, also nicht mehr bestehende Dörfer „mutmaßlich“ aus dem 7. Jahrhundert stammen.

Das ist durchaus möglich, da die Einwohner des Hessenlandes doch irgendwo gewohnt haben müssen.

> Aus dem 8. Jahrhundert, dem der Sachsenkriege Karls von Franken, stammen, ohne die Einschränkung „mutmaßlich“, 17 Dörfer, die heute noch bestehen und weitere 17 Ortschaften, die verschwunden sind.

Schließlich stammen aus

> dem 9. Jahrhundert, dessen Beginn noch den Verzweiflungskampf der letzten Heiden in Sachsen und Hessen sieht, 14 Ortschaften, die heute noch leben, und weitere 11 Dörfer, die gestorben sind.

Das ergibt, in merkwürdiger Übereinstimmung mit den heutigen Zuständen im Landratsamt Hünfeld,

> 77 Ortschaften, die etwa zur Zeit der Gründung der Benediktinerabteien im Kreise Hünfeld in Hessen vorhanden waren.

In den verhältnismäßig spärlichen Quellen der Zeit der Heidenbekehrung gibt es natürlich keine umfassende Aufzählung aller in Hessen vorhandenen Gemeinden. Die Ortschaften wurden nur dann genannt, wenn sie Gegenstand einer Schenkung oder eines Rechtsstreites waren oder wenn sie mit politisch bedeutsamen Ereignissen verknüpft waren. Die 77 Dörfer der Bekehrungszeit allein im Kreise Hünfeld stellen daher wohl nur eine Mindestzahl dar, die gleichwohl ebenso hoch ist wie die, welche Dr. Lübeck als Zahl der heutigen Gemeinden des gleichen Landkreises nennt. Es wird kaum zu hoch gegriffen sein, wenn man annimmt, daß die Zahl der Dörfer damals doppelt so hoch gewesen ist als heute.

Im fruchtbaren Tale der Fulda kann die Zahl der Ortschaften noch höher angenommen werden als im weniger gesegneten Kreise Hünfeld. Es ist daher kaum zuviel gesagt, wenn ich die Siedlungsdichte an Dörfern — es handelt sich um Dörfer und nicht um Einzelhöfe — für die Kreise Hünfeld und Fulda-Land um das Jahr 750 überstaatlicher Zeitrechnung für bedeutend höher halte, als es heute der Fall ist.



Fulda. Nach einem Kupferstich von Merian

Da z. B. der Kreis Hünfeld heute auf 44 486 Hektar 24 500 Menschen sitzen hat, so darf mit mindestens der gleichen Einwohnerzahl bei etwas geringerer Besetzung der einzelnen Ortschaften für die Mitte des neunten Jahrhunderts gerechnet werden. Es wimmelte also damals in den Fluß- und Bachtälern von Dörfern, genau wie heute und nach unserer Beweisführung noch in höherem Maße als heute. Geht man dagegen heute in den Hessenwald, in die Berge, so kommt man in die „Einöde“, in der heute allerdings nicht mehr die Wölfe heulen, weil sie mit modernen Feuerwaffen ausgerottet sind.

Es fällt nach solchem Nachweis einer ganz ansehnlichen Siedlungsdichte zur Zeit des Apostels Bonifatius schwer, daran zu glauben, daß die Mark Fulda, deren Grenzziehung am 12. März 747 erfolgte, mit ihrem fruchtbaren Flußtal und den etwa 20 Nebentälern mit ihren Flüßchen und Bächen, mit ihrer Flächenausdehnung von mindestens 24 qkm eine Wüste, eine „solitudo“ gewesen sein sollte! Es kann nicht angenommen werden, daß unsere Ahnen auf eine Ansiedlung an Quellen, Bächen und Flüssen verzichtet, daß sie im Urwalde gehaust haben, denn irgendwo müssen sie doch nach der oben nachgewiesenen Besiedlungsdichte gesessen haben.

Eigil aber schreibt in seiner „vita Sturmi“ (Leben des Sturmi) der wackere Sturm sei in eine gänzliche Einöde geraten. Alle Klosterurkunden der ältesten Zeit sagen das gleiche: Das Kloster Fulda ist „in vasta solitudine Buchoniae“ (in der wüsten Einöde des Buchenlandes) gebaut worden. Herr Sturm hat dort nur wilde Tiere gesehen, nur das Krächzen der Vögel gehört, hat ungeheure Bäume gefunden, weit und breit war lediglich eine einzige trostlose Wüstenei, kurz ein „eremus“!

Sonderbar ist allerdings, daß gleichzeitig Schiffe die Fulda hinauf- und herabfahren, daß Kaufleute auf einer Brücke die obere Fulda überschreiten, daß — damals schon seit Jahrhunderten — die Milseburg die Höhen östlich der Fulda krönt, wie Dr. Karl Rübel in seinem Werk: Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande, Bielefeld und Leipzig 1904, Velhagen und Klasing, schreibt. Der Chronist Eigil hat sich da zum ersten Male verhauen, versehentlich wohl oder weil er mit einem reichlich naiven Publikum rechnete, und hat aus der Schule, und zwar aus der Klosterschule geplaudert. Das kann vorkommen. Nicht jeder liest so genau, und die Hauptsache bleibt, wie auch stets und ständig betont wird, daß die mönchischen Niederlassungen in wüsten Einöden, im verlassenen Niemandslande, angelegt wurden.

Aber die Mark von Fulda, dieser „eremus“, hat noch eine merkwürdige Eigenschaft. Es führen, wie die „descriptio“ der Grenzen angibt, Wege durch den Urwald, ein „Ortisweg“ und ein „Antsanvia“. Dr. theol. Konrad Lübeck nennt diesen „Antsanvia“ einen

> „uralten Kaufmanns- und Durchgangsweg, der den mittleren Rhein mit der Elbe verband und eine der wichtigsten Verkehrsadern Mitteldeutschlands gewesen zu sein

scheint. Er übte eine ungewöhnlich starke Siedlungskraft auf dem nordöstlichen Teile des heutigen Kreises (Hünfeld. Anm. des Verfassers) aus, und so kam es, daß an seinen beiden Seiten eine für die damalige Zeit überaus beträchtliche Zahl von menschlichen Niederlassungen entstand".

Nach Eigils „vita Sturmi“ aber lag diese wichtige Straße, die nach Dr. Lübeck an beiden Seiten reich besiedelt war, in der „solitudo“, in der Wüste des buchonischen Waldes!

Aber der Chronist ist weiterhin unvorsichtig. Er gibt nämlich, wenn auch jedenfalls ungewollt, zu, daß es sich bei den solitudines eigentlich doch nicht um herrenloses Land gehandelt hat. Er muß diese Fiktion allerdings aufrechterhalten, denn der Erzbischof hat ja an den Papst Zacharias geschrieben, es sei ein Ort für die Abtei gewählt „silvaticus in heremo vastissimae solitudinis“, in wüstester, waldiger Einöde! Dieser Bericht kommt den Wünschen des Papstes sehr entgegen, denn Herr Zacharias wünscht es nicht, daß seine Bischöfe — wenigstens die in Deutschland — in „villulas vel in modicas civitates“ (in Dörfern oder mäßig großen Städten) siedelten. Hier mußte es „eremus“ sein, und dementsprechend wurde berichtet und in den Chroniken niedergelegt. Dafür, daß es sich aber durchaus nicht um „eremus“ oder „solitudo“ handelte, gibt die „vita Sturmi“ sehr schöne Beweise, die man nicht ohne ein Lächeln lesen kann. Nachdem nämlich die Abgrenzung der Mark erfolgt ist, schickt der König (Karlmann) seine missi (Sendgrafen) zu allen Gemeinfreien, die in „regio Grapfeld“ (Gau Grapfeld) wohnen und befiehlt ihnen (!!), daß alle, welche Eigentumsrechte irgendwelcher Art dort im Orte Eichloha haben, es den Dienern Gottes übergeben. Diese tun das sofort, mit allem Fleiße, nach dem Willen Gottes.

Für diejenigen der Leser aber, die es nicht glauben, sei der lateinische Text aus dem 12. Kapitel hierhergesetzt:

„... poscebat et imperabat, ut omnis, qui aliquid proprietatis visus fuisset habere in loco qui dicitur Eihloha, servis dei inhabitandum totum traderet. Qui cum hoc audissent, nutu dei statim cum omni diligentia quidquid ibidem habere potuerunt viro dei Sturmi totum tradiderunt.“

(Er forderte und befahl, daß ein jeder, der Eigentum in dem Gebiete namens Eichloh besaß, das alles den Dienern Gottes als Wohnstätte abträte. Als diese [die Bauern] das vernommen, da lieferten sie auf göttlichen Wink mit allem Eifer alles, was sie dort besitzen mochten, dem Gottesmanne Sturmi aus.)

Man sieht sie ordentlich sausen, die braven Hessenbauern, um ihr Hab und Gut den Mönchen zu übereignen. Ja, der König, „poscebat et imperabat!“ (verlangte und befahl). Wer da nicht gehorchte, konnte sich zu Wittekind scheren, sofern er damals schon bekannt war. Seine Frauen und Kinder aber konnte er irgendwo am Rhein oder in Aquitanien suchen gehen. Nein, wie ich die Hessenbauern kennengelernt habe — aber ich will nicht zu deutlich werden. Vermutlich sind die in der Vita genannten Gemeinfreien irrsinnig gewesen. Gesunde Leute, die so gefügig waren und ihr Eigentum ohne Entschädigung an die Mönche auslieferten, gab es weder damals, noch gibt es sie heute.

Wir wollen aber gerade in diesem Falle einmal annehmen, daß die Besitz- und Eigentumübertragung dennoch „freiwillig" erfolgte, etwa in der Weise, wie sie auch heute noch mitunter erfolgt, aus Sorge um die unsterbliche Seele. Denn gerade in diesem Falle, dem der traditio (Auslieferung) von Fulda, ist in der silva Buchonia kein Krieg vorausgegangen, es ist also kein Kriegsrecht gewesen, unter dem man die grundbesitzenden hessischen Bauern einfach enteignet hat. Aber unter dem Ausdruck „der König befahl" muß doch ein starker zusätzlicher Druck gesessen haben, der der freiwilligen Schenkung erst den nötigen begeisterten Schwung gab.

Der heilige Sturm behauptet nun, wahrscheinlich auf Anordnung seines Vorgesetzten

Bonifaz, die Liegenschaften der enteigneten Gemeinfreien seien „Einöde". Das konnte er um so mehr tun, als die Benediktiner die Städte Bremen, Corvey, Fritzlar und Hersfeld als in der Einöde gelegen ansahen. Nach Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande wird in Mabillon act. ord. s. Benedicti sec. III gesagt:

„quid quondam Corbeya, quid Brema modo urbes in Saxonia, quid Fritzlaria, quid Herschfeldum oppidum in Thuringia aut potius Hessia, ... quid numerosa alia oppida in tota Germania? Horridae quondam solitudines ferarum nunc amoenissimae diversoria hominum.“

(Was war einst Corvey, was Bremen, die heutigen Städte in Sachsen, was Fritzlar, was die Stadt Hersfeld in Thüringen oder besser in Hessen? ... was die vielen anderen Städte in ganz Deutschland? Einst schreckliche Einöden mit Wild, heute die lieblichsten Zerstreuungen der Menschen!)

Es kann einem das Gruseln ankommen! Höxter-Corvey liegt aber am Fuße der Brunisburg, ist also sicher keine Einöde gewesen. Aber die Benediktiner behaupten, es sei eine solche gewesen, und wenn ausnahmsweise nicht, so haben die deutschen Bauern eben alles freiwillig hergeschenkt.

Solche „freiwillige" Hergabe des bäuerlichen Eigentums muß andere Gründe gehabt haben. Eine ganze Reihe von Nachrichten über die „Schaffung" von Einöden sind uns erhalten. Die Einöden wurden also künstlich hergestellt. Die gewaltsame Herstellung solcher solitudines durch Vertreibung der Ansässigen erläutert die Königsschenkung Form. Rozière Nr. 142 M. G. Legum Sectio V, Form. 288 f.:

„... duobus fidelibus nostris de Saxonia ... duas villas juris nostri trans Albiam fluvium in pago illo constitutas ... ejectis inde sclavis, ad proprietatem concedimus et de jure nostro in illorum jus ac potestatis more solemni transferimus directionem.“

(Unseren beiden Getreuen aus Sachsen haben wir zwei jenseits der Elbe in jenem Gau errichtete Höfe unseres Rechtes, nachdem die Hörigen entfernt waren, zu Eigentum überlassen und übertragen ihnen die Leitung aus unserem Recht zu ihrem Recht durch feierliche Machthandlung.)

Rübel meint, es handle sich an dieser Stelle vielleicht um die Besetzung des Sachsenwaldes an der Delvenau im Jahre 822. Die ansässigen deutschen Bauern wurden also kurzerhand hinausgeworfen und, wenn wir an das System der Verschleppung von Zehntausenden von Familien denken, die uns Einhard überliefert, von der die Lorscher Annalen schreiben, in die Fremde verschleppt, wer weiß wohin!

Das gleiche Verfahren wurde übrigens nicht allein in Sachsen und Hessen geübt, auch nicht allein durch Karl von Franken und seine Romkirche, es scheint schon unter den Merovingern üblich gewesen zu sein und wurde von Karl nur in großzügiger Weise ausgebaut. Selbst die Sarazenen in Spanien hat Karl verschleppt, vielleicht als Straßenarbeiter nach Aquitanien oder an den Rhein. Natürlich gelang es einigen der unglücklichen Verschleppten, auszureißen und in die Heimat zurückzukehren. Dort fanden sie sich heimlich auf ihrem ehemaligen Grundbesitz ein. Jedenfalls sagt eine Stelle aus dem Kapitulare Ludwigs des Frommen vom 1. Januar 815 (M. G. Cap. reg. Franc. I, S. 262) deutlich aus, daß sich weggeführte und anderswo anzusiedelnde Sarazenen „in ea portione Hispaniae, quae a nostris marchionibus in solitudinem redacta fuit“ (in jenem Teile Spaniens, die von unseren Markgrafen zur Einöde gemacht war), niedergelassen hätten. Hier ist ganz deutlich der Nachweis erbracht, daß auch in Spanien die „solitudines“ gewaltsam geschaffen wurden.

Im deutschen Volkslande ist jedenfalls von diesem fränkischen System der Enteignung und Verschleppung in furchtbarem Ausmaße Gebrauch gemacht worden, ein System, das gerade den einfachen Bauern und Gemeinfreien vernichtend traf, der fremden Romkirche

aber ungeheure Werte aus unrechtem Gut mit dem Schein des Rechtes auslieferte. Es ist daher kein Wunder, daß sich die Sachsen über dreißig Jahre lang mit der Waffe gegen solches Unrecht wehrten.

Wie im einzelnen solche Besitzergreifung vor sich ging, wird in Eigils „vita Sturmi“ sehr anschaulich beschrieben. Der tüchtige Gottesstreiter Sturm, der „heilige Mann, mit geistlichen Waffen gerüstet, den Leib in den Panzer der Gerechtigkeit (!) hüllend, die Brust mit dem Schilde des Glaubens schützend, das Haupt mit dem Helm des Heilandes bedeckend, gerüstet mit dem Schwerte Gottes“, erhält von Bonifatius den Auftrag, an der Fulda eine „solitudo“ zu suchen, nachdem in der Gegend von Hersfeld eine solche Stelle zwar gefunden, aber nicht besetzt worden ist, weil die Lage noch nicht gesichert genug erscheint. Neben dem Schwerte Gottes hat der gute Sturm vernünftigerweise ein eisernes Schwert mitgenommen, denn was er vorhat, kann ihm schlecht bekommen, wenn die deutschen Bauern erst merken, was gespielt wird. Das zusätzliche irdische Schwert, das „ferrum“, verrät uns die gleiche „vita Sturmi“, wie wir sehen werden. Wenn auch Bonifaz gegen das Schwertführen der Priester mitunter geeifert hat, so wird er doch in diesem Falle der Ansicht gewesen sein, die Hilfe des Himmels sei zwar stark und sicher, aber ein eisernes Schwert sei zur Verstärkung solcher Hilfe nicht unangebracht.

Der heilige Sturm setzt sich also mit zwei Confratres in ein Schiff, vermutlich in ein größeres Boot, und fährt die Fulda hinauf. Wo an beiden Ufern ein Bach oder ein Flüßchen in die Fulda mündet, steigen die Herren aus, gehen das Bachufer aufwärts bis zur Quelle und wandern auf der anderen Seite zur Mündung zurück. Dies geschieht auch bei den geringsten Bächlein und fontes (Quellen). Was er gesehen und gefunden hat, trägt er in eine vorläufige Karte ein, der allerdings noch die ortsüblichen Bezeichnungen und Namen fehlen. Um diese zu erfahren, muß er besondere Maßnahmen treffen, denn offen fragen darf er nicht, nicht etwa deshalb, weil es in dieser hessischen Einöde keine Menschen gäbe, die man fragen könnte, sondern deshalb, um die ortsansässigen Deutschen und Grundbesitzer nicht mißtrauisch zu machen. Sturm bestellt also einen Mann, der bereit ist, seine Heimat zu verraten, einen Lumpen, wie sie es leider im deutschen Volke immer gegeben hat, zu einer nächtlichen Zusammenkunft. Offenbar ist dies dem Autor der „vita Sturmi“ doch etwas peinlich, denn diese Zusammenkunft ist ganz geheimnisvoll beschrieben. Der heilige Sturmius kommt nämlich spät abends an einen Fußweg „Ortisweka“, wo er sein Lager wie in Feindesland sichert, also ähnlich wie beim oben erwähnten Schwert Gottes eine Zusatzmaßnahme, die jedenfalls nötig war. Sturm hört einen Ton wie das Rauschen eines Wassers. Der Heilige horcht hoch auf, und wieder vernimmt er den Ton. Mit dem Ferrum, dem Schwerte, das er in der Hand hält, schlägt er an einen hohlen Baum, und hier ist die Stelle in der Chronik, an der Eigil verrät, daß das Schwert Gottes doch nicht die einzige Waffe des „viri dei“, des Gottesmannes war. Nun kommt ein Mann, der sagt, er käme aus der Wetterau. Er führt ein Pferd am Zügel, und auf Befragen erklärt er, das sei der Gaul seines Herrn Ortis. Hier kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, der Fußweg, der „Ortisweg“, führe durch das Gebiet des Herrn Ortis, der geheimnisvolle Mann mit dem Gaul sei also im Begriff, seinen Herrn an die Mönche zu verraten. Wie es auch sei, die beiden Männer bleiben die Nacht zusammen, der Fremde nennt alle Namen und Ortschaften, die Richtungen der Bäche und Flüsse, denn „erat quippe ille homo locorum in solitudine peritissimus“ (der Mann war der Örtlichkeiten in der Einöde äußerst kundig). Daß dieser — mit Verlaub zu schreiben — Schweinehund sich nur nachts zu Sturmius wagen konnte, ist klar. Er hatte mit ihm Erkennungszeichen, Ruf, Ton und Klopfen an einen hohlen Baum, verabredet, also kannte der Heilige den Menschen schon vorher, und die geheimnisvolle Beschreibung der nächtlichen Zusammenkunft war gar nicht nötig. Wenn allerdings die Gemeinfreien, die in der „solitudo“ Eigentumsrechte hatten, diesen Burschen von Landsmann erwischt hätten, zusammen mit Sturm und den wahrscheinlich nicht sehr beliebten Mönchen, so wäre es ihm wohl schlecht ergangen.

Für den heiligen Sturm ist der Zweck aber erreicht. Für die spätere „vestitio“ (Besitznahme) durch den Erzbischof und die königlichen Beamten sind die Namen nun bekannt, Herr Bonifaz kann die Karten in Ruhe herstellen lassen.

Der wackere Sturm ist übrigens nicht unsympathisch. Leider hat er seinen nicht geringen Schneid den Römern zur Verfügung gestellt. Er hat noch als alter Mann für König Karl von Franken die Eresburg Wittekinds mit Erfolg gegen die Sachsen verteidigt — wahrscheinlich auch mit einem eisernen Schwert — und hat sein Lebtag mit dem Bischof Lullus von Hersfeld im Zank gelebt, weil dieser ihn angeblich und wohl auch tatsächlich bei der Inbesitznahme der „solitudo“ Herschfeldia über das Ohr gehauen habe. Daß der Abt Sturm dem Kirchenfürsten Lull erst auf dem Totenbette verzieh, beweist, daß der greise Missionar mindestens von Christi Demut nicht allzuviel angenommen hatte.

Aus der oben beschriebenen Methode der Grenzabsetzung, die den Fluß- und Bachläufen folgte, sind nun ganz sonderbare Grenzführungen entstanden, die aber nicht vereinzelt vorkommen, sondern sich nur aus dem Vermessungssystem der Franken erklären lassen, weil sie in so großer Menge zu finden sind. Die Hauptsache für die Mönche des Bonifaz waren die Wasserläufe, namentlich aber die Wasserkräfte der Mühlen, ferner die guten Böden — Sturm untersucht eifrig die Bodengüte und erfragt bei dem nächtlichen Besuch das, was er selbst nicht erkunden konnte — und die Quellen. Da die besten Böden vornehmlich in Fluß- und Bachtälern zu finden sind, so kann man dies System nur loben. Wie Dr. Karl Rübel in seinem obengenannten Werk auf Seite 55 schreibt, haben auch die unscheinbarsten Quellen zur Feststellung der Grenzlinien dienen müssen. Dies Vorgehen Sturms geht aus der Vesticio vom 12. März 747 ganz deutlich hervor: „... Primum in orientali plaga fons rivi qui vocatur Crumbenbach, et sic vadit per illum rivum usque quo intrat in australem Hunam, inde transit ... usque ad introitum Uthinabaches et in alteram Hunam, inde transit in caput rivi, qui vocatur Rothenbach, inde in caput Wolfebaches, inde ... usque in ostia Larbrunnen ...“ (Zuerst auf dem östlichen Ufer die Quelle des Baches mit Namen Crumbenbach, und so geht er diesem Bach nach bis dahin, wo er in die östliche Huna mündet, von da geht er ... bis zur Mündung des Uthinabaches und zur anderen Huna, von dort zur Quelle des Baches, der Rodenbach heißt, von dort zur Quelle des Wolfebaches, von da ... bis zur Mündung des Larbrunnen.) Man sieht deutlich, wie die unscheinbarsten Brünnchen nicht ausgelassen werden. Die Grenzziehung nimmt daher auf der endgültigen Karte ganz sonderbare Formen an, die nichts mehr mit den angestammten Grenzen der deutschen Bauern zu tun haben. Spitze Winkel und scheinbar willkürliche Knicke und Umbiegungen sind nicht selten. Derartige wunderliche Kreis- und Gemeindegrenzen gibt es in Hessen noch heute in großer Zahl. Es besteht die hohe Wahrscheinlichkeit, daß alle diese unregelmäßigen Grenzen sehr alten Ursprunges sind, daß sie sich länger und zäher erhalten haben, als etwa Sprach- und Baudenkmäler. Da die von Sturm vorgenommene Methode der Grenzziehung eine uralte fränkische Methode war, so ist anzunehmen, daß die sonderbaren heutigen Gemeindegrenzen solche der fränkischen Eroberungszeit sind, also etwa aus dem 8. Jahrhundert stammen.

Der beigefügte Plan aus dem Flurbuch der Katasterverwaltung Hünfeld gibt ein solches Beispiel. Die Gemarkung Almus des Kreises Fulda-Land schneidet in charakteristischer Weise in die Gemarkung Dammersbach des Kreises Hünfeld ein. Die Hauptgrenzen dieser Gemeindehalbinsel folgen einem heute noch vorhandenen Wasserlauf. Schlauchartige Erweiterungen schließen sich an, deren Begrenzungen ehemals vorhandenen winzigen Rinnsalen bis zur Quelle folgen, dort jäh umbiegen und zur Mündung zurückkehren. Es ist natürlich heute nicht mehr zu verlangen, daß alle die unendlich vielen ange-

Gemarkungsgrenzen der Gemeinden Almus und Dammersbach in Hessen. Aus dem Flurbuch der Katasterverwaltung Hünfeld.

führten Bächlein und Brünnchen noch vorhanden sind, wenn auch ein großer Teil noch besteht. Die moderne Bodenbearbeitung hat in der langen Zeit seit Sturms Grenzziehungen manchen Wasserlauf zum Verschwinden gebracht, durch Dränierung oder sonstige Maßnahmen zur Senkung des Grundwasserspiegels. Die Tälchen aber mit den um sie herumlaufenden Gemeinde- oder Kreisgrenzen zeigen heute noch deutlich, daß dort ehemals ein winziger Wasserlauf bestand, der dem heiligen Sturm wichtig genug erschien, um ihn in die Grenzen des Kirchenbesitzes einzuschließen.
Man glaubt hier noch die Fußtapfen des heiligen Sturmius zu sehen, wie er sich heimlich das beste Land für seinen Bischof heraussuchte und es für eine Einöde erklärte, die ohne weiteres von der Kirche in Besitz genommen werden konnte. Wer dann später nicht wollte, wurde weggejagt, oder er trat, wenn er schlau war, „freiwillig" den „viris dei" sein Eigentum ab. Nach Gottes Willen!

O heiliger Sturmius!



Das Rätsel vom Ei. Der Hinweis von Dr. H. von Staden im Juliheft dieser Zeitschrift hat eine erfreuliche Fülle von Ergänzungen gefunden, die wir hier folgen lassen wollen. Frau Else Zimmermann in Karlsruhe schreibt:

„Die Anregung, die im letzten Heft ‚Germanien', mit dem ‚Rätsel vom Ei' gegeben wurde, möchte ich von Süddeutschland her beantworten. Wenn man ‚die beiden englischen Worte dreisilbig ‚liest', wie die Aufforderung lautet, nämlich Hum pe ty oder Dum pe ty, so klingt das letztere ganz auffallend an den Namen unseres spezifisch Karlsruherischen Kultgebäckes Dam-be-dei an, das zum Nikolaustag gebacken wird und bisher jeglicher Namenserklärung unzugänglich blieb. Das Gebäck selbst wurde vor einiger Zeit in ‚Germanien' als von Schweizer Bäckern hergestellt, also jedenfalls auch dem schwäbischen Kulturkreis angehörig, erwähnt. Der Abbildung nach, und mit dem ‚Männchen von Öchsen' verglichen, ist es der Jahresgott in zwei verschiedenen Stellungen, einmal mit beiden in die Hüften gestützten Armen und das andere Mal mit einem erhobenen Arm. Wichtiger ist jedoch die uns Karlsruhern viel rätselhaftere Namens- und Lautähnlichkeit im Wort Dambedei; denn unsere noch junge Stadtgründung (1715) hat sonst wenig Altertümliches aufzuweisen. Mag sein, daß das Ortswappen eines Vorortes, der sehr alt und auf der hochgelegenen Rheinuferböschung gelegen ist, und ein ähnliches Männchen führt, die Verbindung mit der Vergangenheit darstellt.

Die Frage ist, ob das sicher schwäbische Kultgebäck und der möglicherweise schwäbische Name Dambedei (Dum pe ty) mit etwaigen andern alemannischen Spuren an der Niederelbe sprachlich in Zusammenklang zu bringen wäre? Im ganzen schwäbischen Sprachkreis hat sich m. W. sonst kein besonderer Name für das Kultgebäck erhalten."

O. Suffert weist darauf hin, daß in dem Grimmschen Märchen vom „Fischer un sine Fru" der Fischer jedesmal, wenn er einen Wunsch erfüllt haben möchte, an den Strand geht und den Fisch, der hier eine Art von „Wunschgott" ist, anruft:

„Mantje, Mantje, Timpeteh …"

In diesem „Timpeteh" scheint das gleiche Wort wie „Dumpty" enthalten zu sein; wenn man „Mantje" als „Männchen" liest und „Timpeteh" mit dem obengenannten „Dambedei" gleichsetzt, so hätten wir tatsächlich das „Männchen Dambedei; es scheint wirklich die ganz greifbare Vorstellung von einem Männchen nach Art des von Öchsen vorzuliegen. Fraglich ist freilich, wie sich dies in einen Fisch, in das „Buttje" verwandeln kann.

Suffert weist ferner hin auf die entsprechenden Rätsel, die W. Lüpke in seiner „Ostfriesischen Volkskunde", 2. Auflage unter „Volksrätsel" zusammenstellt:

a) Lütje Jan Wittib — Ful van de Bank of; Is geen Smid (Timmermann), — de hum weer heel maken kann. Oder:

b) Hümelke Tümelke lag up de Bank
Hümelke Tümelke ful van de Bank,
Is geen Könenk in Engelland,
De Hümelke Tümelke weer maken kann.

Lüpke weist dann selbst auf diese merkwürdige Beziehung nach England hin und bringt das von v. Staden erwähnte englische Kinderrätsel. Sehr merkwürdig ist dann allerdings die von Lüpke erwähnte dritte Lesart, die schon deutlicher die Form eines Rätsels annimmt:

Dor kumt 'n Tün (Tüntje) van Engelland
Sünder Boom un sünder Band:
Dor sit twederlei Beer in.

Das ist natürlich das Ei; aber sonderbar ist, daß es hier selbst von „Engelland" kommt! Diese Vorstellung hat sich nun auch in Westfalen erhalten, denn in der Gegend von Bielefeld heißt die erste Form des Rätsels, wie Hauptsturmführer SS Kiefer in Berlin W mitteilt:

Hümpelken, Pümpelken upper Bank,
Hümpelken, Pümpelken unner der Bank.
Do was ninn Dokter in Engelland,
Doe dat kureeren kann.

Aus dem Münsterlande kenne ich die ganz ähnliche Fassung:

Hüppelken-Püppelken up de Bank,
Hüppelken-Püppelken unner de Bank:
'T iß kin Dokter in Engelland,
De Hüppelken-Püppelken kureeren kann.

Diese Form wird auch von P. Bahlmann in seinen „Münsterländischen Märchen, Sagen und Gebräuchen" (1898) berichtet; heute hört man statt „Engelland" teilweise schon „Münsterland". Es scheint, daß die ursprüngliche Vorstellung also dort am ehesten verloren geht, wo ein anderer auf -land endender Gebietsnamen naheliegt.

Nun ist das friesische Rätsel von dem „Tüntje" (Tönnchen) bestimmt sehr alt, denn es kommt in ganz ähnlicher Form schon in der Edda vor. In den Heidreksrätseln (Heidreks gátur), die Odin in der Gestalt des Gestumblindi dem König Heidrek aufgibt, fragt er auch:

Weißhaarige
Weiber trugen,
Mägde beide,
ein Bierfaß zum Haus;
nicht war's mit Händen gewölbt,
noch mit Hämmern geklopft,
dennoch war auf dem Eiland
Eifers voll der Küfer.
(Übers. von Genzmer.)

Die Lösung ist: „Es gingen Schwanenweibchen zum Nest und legten Eier: die Eierschale ist nicht von der Hand gemacht, noch mit dem Hammer geklopft; der Küfer ist der Schwan draußen vor den Inseln." Das nennt das friesische Rätsel etwas weniger feierlich „sünder Boom un sünder Band".

Von „Engelland" ist in diesem Rätsel. das das hohe Alter der ganzen Gattung beweist, freilich nichts gesagt — oder sollte das „Eiland", auf dem der „Küfer", der männliche Schwan sitzt, doch irgend etwas damit zu tun haben? Das „Tönnchen" kommt in dem einen Falle von Engelland, in dem anderen vom Eiland. Man kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß hier gar nicht das Land der Angelsachsen gemeint ist, sondern ein mythisches „Engelland", das im Volksglauben einmal eine Rolle gespielt hat. Nur andeutungsweise will ich darauf hinweisen, daß sich die christliche Engelvorstellung mit der germanischen von den Schwanenjungfern und den Fylgjen vielfach eng berührt hat; im Heliand treten ja die „Engel" ganz nach Walkürenart im Federgewand der Schwanenjungfern auf. Im Volksglauben findet man hin und wieder das „Engelland" als das Land, aus dem die Kinder kommen; worunter man vielleicht ursprünglich das Land der Fylgjen, der Ahnen- und Sippengeister verstanden hat; später wird es überhaupt das Land der „Swanewitten", und dann der Feen geworden sein. Auf Rügen ist ja heute noch der Schwan der Kinderbringer, was er ursprünglich wohl im ganzen Nord- und Ostseegebiet gewesen ist. Die Königin von „Engelland", die in jenem altdeutschen Vers vorkommt, ist wahrscheinlich die „Feenkönigin":

Wär das Land alles mein
Von der Elbe bis zum Rhein —
Des wollt ich mich darben,
Daß die Königin von Engelland
Läg in meinen Armen.

Schwerlich wird der Dichter dieser Zeilen sich auf ihre britische Majestät Hoffnung gemacht haben; er sieht die Geliebte unter dem Bilde der großen Feenkönigin.

Ob nun nach der alten Vorstellung auch die Eier sinngemäß aus diesem „Engelland" kommen? Mit Sicherheit werden wir das wohl nicht feststellen können. Wir sehen aber an diesen Beispielen, daß die Einheit in der mythischen Weltdeutung in der ganzen germanischen Welt bis auf den heutigen Tag viel größer ist, als man vielfach wahrhaben will. Auch das gehört zur Erkenntnis deutschen Wesens.

Plaßmann.

Die Bücherwaage

Wilhelm Teudts Germanische Heiligtümer in vierter Auflage

(Verlag E. Diederichs, Jena)

Über ein Jahrzehnt lang hat Wilhelm Teudt in nimmer müde werdendem Schaffensdrang darum gerungen, das geheimnisvolle Dunkel zu erhellen, das schwer und schier undurchdringlich über unserer vergessenen oder verkannten germanischen Vergangenheit lag. Die heiligen Kultstätten und sonstige unerforscht und ungelöst gebliebenen Einrichtungen der kulturellen Betätigung unserer Altvordern auf heimatlichem Boden hat Teudt wieder entdeckt und in ihrer wahren Bedeutung erkannt. Mit durchdringendem, scharfem Blick für die seitherigen Irrlehren, geschichtlichen Entstellungen und Fälschungen, mit unbeirrbarem Eifer, nur der Wahrheit zu dienen, baut Teudt sein Germanenwerk vor uns auf und erhebt die berechtigte Forderung, daß man auch ihm die gleiche Schluß- und Beweiskraft der Gesetze von Logik und gesundem Menschenverstand zubilligt wie der übrigen Wissenschaft. Die Ergebnisse seiner mühsamen, von berufener und unberufener Seite oft so hartnäckig und verbissen bekämpften Forscherarbeit sind in klarer und überzeugender Weise niedergelegt in seinem Werk „Germanische Heiligtümer", das nun in vierter Auflage erscheint: sorgsam überarbeitet und verbessert, ergänzt durch umfangreiche wichtige Erkenntnisse, bereichert durch neue Zeichnungen und Bilder, die seiner Beweisführung noch mehr Durchschlagskraft zu verleihen vermögen. Mehr und mehr hat die Wissenschaft gerade in den letzten Jahren den Wert der Forschungen und der Erkenntnisse Teudts anerkannt und sich davon überzeugen müssen, daß hier neue Wege gezeigt werden und erfolgreich beschritten sind, um die uns verlorengegangene, von fremdem Geistesgut überwucherte und verkümmerte arteigene hohe Glaubens- und Geisteswelt der germanischen früh- und vorgeschichtlichen Zeit nicht nur einem kleinen Kreis, sondern allen Schichten unseres Volkes wieder lebendig werden zu lassen. Das gewaltige Denkmal der Eggesternsteine, das einst göttlicher Schöpferwille unter den Händen unserer frommen Ahnherren zu einer ihrer hehrsten und größten völkischen Weihestätten werden ließ, ist für Teudt Ausgang und Grundlage seiner wissenschaftlich festgefügten Arbeitsgrundsätze und Beweisführung geworden und nach wie vor geblieben. Die von ihm erstmalig zur Erörterung gestellte und seither schon mit vielen, kaum zu widerlegenden Tatsachen gestützte Landschaftsforschung wird in dieser Auflage durch neue Gesichtspunkte und sorgsam gesichtetes neues Quellengut gefestigt. Wir erhalten u. a. endlich Aufschluß über die wahre Bedeutung und über den ursprünglichen Sinn und Zweck der germanischen Wallanlagen als Kult-, Weihe- und Thingstätten, als uralte Anlagen völkischen Gemeinschaftslebens und Pflegestätten völkischer Überlieferung, wir dringen staunend in das umfangreiche Gebiet der astronomischen Kenntnisse, Betätigung und Einrichtungen unserer Vorfahren ein, wir ahnen und erfassen, je mehr wir uns Teudts behutsamer und sicherer Führung anvertrauen, die reiche und erhabene Welt germanischer Gesittung und Gottesverehrung, germanischer Weltanschauung und politischer Ordnung, kurz die gesamte innere und äußere, persönliche und öffentliche Daseinsgestaltung der Germanen. Teudts Beleuchtung der harten, finsteren Zeit der Christianisierung unseres Ahnenvolkes hat seither keine ernsthafte Widerlegung gefunden. In der neuen Bearbeitung und Form gewinnt gerade dieser Abschnitt seines Buches an Beweiskraft, und wir erleben erschüttert das grausige Ringen des edlen Sachsenvolkes um seinen angestammten, blutbedingten, artgemäßen, natürlichen Glauben, für den es durch den gewalttätigen Frankenkarl und die mit ihm verbündete Romkirche fast zum Verbluten und völligen Verlöschen gebracht wird. Wir danken Wilhelm Teudt für sein tapferes, mit soviel Liebe und Wahrheitsmut, mit soviel Überzeugungstreue, Glauben und Wissen um die geistige und seelische Vergangenheit unseres Volkes geschriebenes Lebenswerk. Möge ihm Eingang und Verbreitung in unserem ganzen Volke beschieden sein!

P. G. Beyer.

J. H. Riem, **Widukind der Sachse,** eine geschichtliche Erzählung. Verlag Abel und Müller, Leipzig.

Aus dem wenigen, was wir über den großen Sachsenherzog wirklich wissen, hat die Verfasserin eine Erzählung geformt, die Widukinds Gestalt mit menschlicher Eindringlichkeit lebendig werden läßt. Hat die dichterische Phantasie auch manche Einzelheit frei gestalten müssen, so weicht sie doch nirgendwo von der geschichtlichen Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit ab. Das Buch gehört zu den wenigen wirklich guten geschichtlichen Erzählungen, die wir bisher besitzen. Pl.

Graber, Georg, **Volksleben in Kärnten.** Leykam-Verlag, Graz 1934. 455 Seiten mit 4 Tafeln in Mehrfarbendruck, 157 Bildern auf 100 Tafeln und 1 Flurkarte. Ganzleinen 11 RM.

Dies Buch über Kärnten ist die schönste Stammeskunde einer deutschen Landschaft, die ich kenne. Einband und Druck sind geschmackvoll und gediegen; die Bilder hervorragend. Der äußeren Gestalt steht der Inhalt nicht nach. Graber hat fast 30 Jahre seines Lebens der Erforschung des Volkstums seiner Heimat gewidmet, die Frucht dieser langen liebevollen Vertiefung ist dies Werk, über das sich jeder Deutsche freuen wird, der echtes, gesundes Volksleben zu schätzen weiß. Mit Recht sagt der Verfasser im Vorwort, daß Fragen der Volkskunde letzten Endes nur „aus liebendem Erfassen der Heimat und opfernder Hingebung an ihre Gebundenheit gelöst werden können". Sein Buch zeugt von solcher Hingabe, ist aus echter Begeisterung erwachsen und vermag daher wiederum Begeisterung zu wecken.

Das Werk behandelt die gesamte Volkskunde Kärntens. Die ersten Abschnitte beschäftigen sich mit den Ursprüngen und Anfängen. Besonders beachtenswert sind die Ausführungen über den Fürstenstein, das älteste germanische Kultmal Kärntens, und die engen Beziehungen Kärntens zur nordgermanischen Welt. Graber macht eine nordgermanische Einwanderung nach Kärnten wahrscheinlich, die ja nach den Herkunftsagen auch für Teile der Schweiz vermutet wird. Kärnten ist von allen österreichischen Ländern das noch heute am stärksten nordrassische. Dann handelt Graber über Siedlung und Haus, Mundart und Tracht. Den größten Teil des Buches nimmt die Schilderung der Jahresfeste ein. Vieles höchst Altertümliche ist hier in Kärnten erhalten. Dann folgt die Beschreibung der Feste des menschlichen Lebenslaufes. Ein Abschnitt über „Allerhand Zauber und Aberglauben", der vor allem Volksheilkundliches bringt, und ein Nachweis der Quellen schließt das Werk ab.

Mit Freude lesen wir auf Seite 185, daß das Weihnachtsfest von der Kirche eingeführt wurde, „um ein altes heidnisches Fest der Geburt der Sonne zu verdrängen, die anscheinend am kürzesten Tage im Jahre wieder neugeboren werden sollte". Diese u. E. einzig richtige Auffassung wird hoffentlich endlich allgemein wieder Anklang finden. Die Gründe gegen die Annahme eines germanischen Wintersonnenwendefestes, die Bilfinger, Tille u. a. vorgebracht haben, können einer Nachprüfung nicht standhalten und es ist verwunderlich, daß sie so lange in Geltung sein konnten.

Das Buch von Graber steht überall auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung; wie bereits hervorgehoben, ist überdies immer wieder die Begeisterung und tiefe Anteilnahme des Verfassers spürbar. Ein großartiges Werk, dem wir weite Verbreitung wünschen! Dr. Otto Huth-Bonn.

Aus der Landschaft

Das Holzmännchen von Bauerbach. Nachdem einmal der Sinn für Dinge unserer Geschichte und unseres Volkstums in einem nie gekannten Maße erwacht ist, wird vieles, an dem man sonst achtlos vorüberlief oder das man bestenfalls als einfach vorhanden hinnahm, jetzt „entdeckt", erfährt nun erst Beachtung, Sinndeutung, Einordnung in große Zusammenhänge. Mehrfach wurde in dieser Zeitschrift berichtet über Darstellungen von Männchen mit immer wiederkehrenden typischen Armhaltungen, teils als alte Steinplastiken, teils als bis in unsere Zeit gebräuchliche Gebäckformen, die mit den von Herman Wirth gegebene Jahrgott-Deutungen gleichzusetzen sind (Will Vesper, Das Männchen von Oechsen; Hermann Moos, der Zwiefache; Marie Blenk,

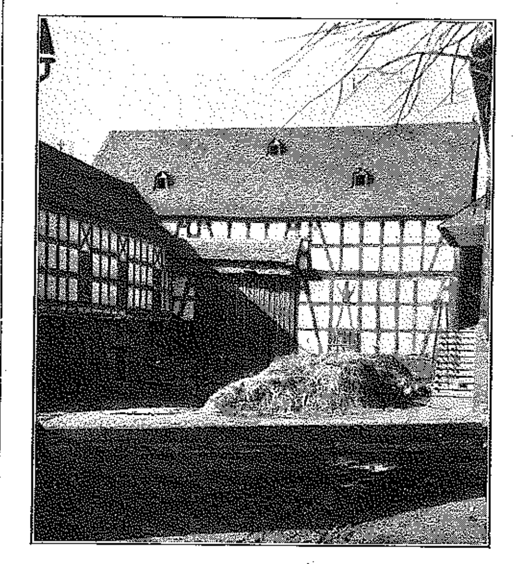
Verwandte des Männchens von Oechsen). Als ein weiteres Beispiel einer solchen „Entdeckung" von Verwandten der beschriebenen Männchen-Darstellungen lege ich Lichtbild und Beschreibung einer Figur vor, die ich auf einer Wanderung in dem hessischen Dörfchen Bauerbach (etwa 5 km nordöstlich von Marburg-Lahn) fand.

Es handelt sich um eine Holzfigur von etwa 1,50 m Höhe im Fachwerk des Bürgermeistergehöftes, ein Männchen mit erhobenen Armen und breitstehenden Beinen darstellend. Trotz der verhältnismäßig groben Ausführung des Ganzen sind Gesicht und Finger deutlich herausgearbeitet, ist ferner auf dem Kopf ein Wulst als Übergang zu dem darüberliegenden Fachwerkbalken gut erkennbar. (Dieser Wulst scheint mir ähnlich zu sein den Ringen, die in einigen Gegenden Deutschlands als Stütze beim Tragen von Lasten auf dem Kopf gebraucht werden — eine Bemerkung, die noch keine haltbare Deutung sein will!) Die Figur besteht, wie die Balken des Fachwerks, aus gut erhaltenem Eichenholz, das schwarz gestrichen ist im Gegensatz zu dem weiß gehaltenen Gefach.

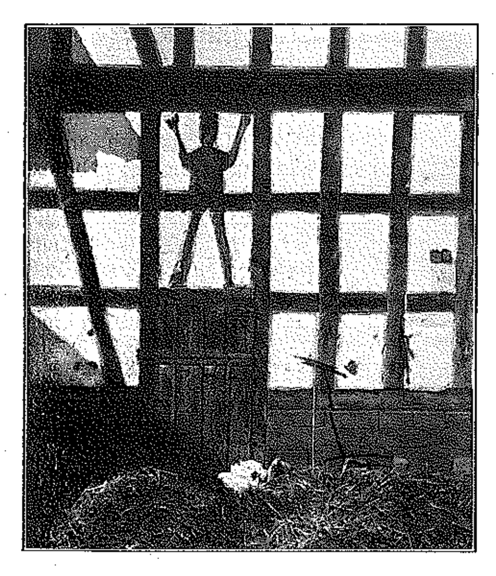
Diese Figur scheint mir doch eine bemerkenswerte Ausnahme zu machen von der von H. Moos angegebenen systematischen Bestimmung solcher Figuren, vor allem was ihr Alter angeht. Es handelt sich zweifellos um eine junge Darstellung, wie die Inschrift auf dem über der Figur liegenden Mittelbalken des Fachwerks aussagt: „Peter Schüler und seine Ehefrau, geborene Rihlin, haben auf Gott vertraut und diese Scheune neu erbaut — durch den Zimmermeister Johann Schneider von Anzefahr — aufgeschlagen am 19. Mai 1827."

Laut freundlicher Mitteilung des Lehrers von Bauerbach befand sich in dem benachbarten Dorf Ginseldorf eine ähnliche Holzfigur im Fachwerk eines Hauses, die aber nach Abbruch des Hauses nicht mehr vorhanden ist. Dieses Ginseldorfer Holzmännchen soll die Arme nicht nach oben gehalten haben, „sondern nach unten, gleichsam in die Seite gestemmt". Dagegen soll in Anzefahr, dem Wohnort des Zimmermeisters, keine Figur aus Balken zu finden sein.

Es mag kein Zufall sein, daß gerade hier diese Figuren anzutreffen sind, hat sich doch in dieser hessischen Landschaft altes bäuerliches Volkstum überaus reich erhalten, wovon die Trachten wohl am bekanntesten sind. In dem genannten Ginseldorf sollen sich auch noch viele Fratzen in Balken geschnitzt befinden. Bemerkenswert die Deutung, die der Volksmund gibt: es seien diese Männchen und Fratzen: der Wilde Mann, zum Teufelaustreiben. In Bauerbach wußte der Besitzer des Hofes nichts an-



zugeben, nach der schon erwähnten Mitteilung des Lehrers ist die Bedeutung der Holzfigur: Schutz vor Blitzgefahr: der Holzmann erhebe flehend die Arme zum Himmel und bitte um Gottes Schutz vor Einschlag.



Als Ergebnis mag festgehalten werden: 1. Es handelt sich hier um eine Holzfigur, die den schon beschriebenen Männchen-Darstellungen des „Zwiefachen" ähnlich ist, deren Alter aber nicht wesentlich über hun-

dert Jahre beträgt. Also offensichtlich stellt die Errichtung eines solchen Männchens Fortführung einer alten Überlieferung in dieser überlieferungsreichen Landschaft dar, da seine „Verwandten" sehr viel älter sind; 2. die Deutung, die dem Männchen gegeben wird, dürfte wohl einzig sein. Ob es sich dabei um eine Verchristlichung handelt, mag dahingestellt bleiben.

Diese Mitteilung soll ein einfacher Hinweis sein. Ich muß eigentlich sogar annehmen, daß das Männchen schon längst „entdeckt" ist bei der wissenschaftlichen Bearbeitung des hessischen Volkstums. Ob allerdings in dem hier maßgebenden Zusammenhang, ist nicht bekannt. Daher diese Veröffentlichung, die vielleicht zum Bekanntwerden noch anderer solcher Figuren Anregung gibt. Karl Ruland, Xanten.

Das Fürstengrab von Bahn. Die germanische Besiedlung Mittel- und Ostpommerns. Mitten im Gebiet der ehemaligen Wehranlagen der mittelalterlichen Stadt Bahn, der zweitältesten Stadt Pommerns (Kreis Greifenhagen), fand der Erbhofbauer Pose beim Aufwerfen einer Miete ein vorgeschichtliches Grab. Er meldete den Fund dankenswerterweise sofort dem staatlichen Pfleger für Bodenaltertümer, so daß das Pommersche Landesmuseum Stettin durch Hans J. Eggers das Grab genau untersuchen lassen konnte. Das Ergebnis war überraschend. Der Ausgräber fand ein germanisches Fürstengrab aus der Zeit um 1000 v. Chr.

Obwohl das Grab nur wenige Meter vom Zuge der mittelalterlichen Stadtmauer entfernt und in einem seit Jahrhunderten in Kultur befindlichen Gartenland lag, war der Kern der Bestattung erhalten geblieben. Die Grundfläche des Grabes bildete ein sehr sauber gefügtes rechteckiges Pflaster in dreimal vier Meter Größe, das aus mehreren Schichten von Steinen, Kies und Lehm erbaut war. Darüber hat sich einst ein Holzdielenbelag gefunden, der den Boden der hölzernen Grabkammer bildete. Die überaus reiche Ausstattung des Grabes mit Beigaben wies darauf hin, daß der Tote einst ein Fürst gewesen sein muß.

Von mehreren Urnen und Tongefäßen abgesehen, wurden nicht weniger als achtundvierzig Einzelstücke, meist aus Bronze, geborgen. Darunter waren mehrere Hals-, Arm- und Fingerringe, ein Halsschmuck aus Bronzespiralröllchen, elf hellblauen Glasperlen und einem bronzenen Mittelstück, drei verschieden große Bronzemesser, ein Rasiermesser, zwei verzierte Pinzetten, eine nordische Plattenfibel, Bronzemeißeln, Nadeln u. a. m. Als Seltenheit lagen in dem Grab elf größere und dreizehn kleinere Bronzeknöpfe mit Befestigungsösen. Das Grab war also sehr viel reicher ausgestattet, als die gewöhnlichen Gräber der gleichen Zeit, die in Pommern, aber auch sonst im germanischen Gebiet gefunden worden sind.

Ist an sich die Aufdeckung eines Fürstengrabes schon von großem Wert, so hat dieser Fund, wie die Untersuchungen des Ausgräbers beweisen, noch deshalb ganz außerordentliche Bedeutung, weil er wohl zum erstenmal gestattet, den Zeitpunkt der germanischen Besiedlung Mittel- und Ostpommerns festzulegen. Frühere Funde reichten dazu nicht aus, vor allem deshalb, weil sie nicht umfangreich genug waren. Auf Grund der im Fürstengrab von Bahn gefundenen Einzelstücke ergab sich, daß unsere Vorfahren zwischen 1200 und 1000 v. Chr. Mittel- und Ostpommern durch Landnahme germanisch machten. Vor 1200 bildete die Oder die Ostgrenze des Germanengebietes. In Pommern gab es damals zwei sich durch die Funde deutlich voneinander abhebende Volksgruppen, eine mittel- und eine ostpommersche, wobei die östliche Gruppe bis zum Samland hin verbreitet war.

Die germanische Landnahme nach 1200 v. Chr. scheint im wesentlichen friedlich erfolgt zu sein, da die alten vorgermanischen Grabsitten und eigentümlichen Beigaben nicht plötzlich verschwinden, sondern mit nordisch-germanischen zusammen auftreten. Auch die alten Handelsbeziehungen mit dem Süden, hauptsächlich mit Süddeutschland, blieben, wie die Glasperlen im Fürstengrab beweisen, erhalten. An Hand der Funde konnte Eggers sogar wahrscheinlich machen, daß die germanische Landnahme in Mittelpommern von Dänemark und in Ostpommern von Schweden aus erfolgte. Wenn tausend Jahre später die Burgunder, Rugier und Goten, von Skandinavien kommend, sich in Ostdeutschland ansiedelten, so folgten sie also uralten nordgermanischen Gepflogenheiten. Pastenaci.

Nachtrag. „Olympische Spiele der Vorzeit." Die Abbildungen im Juliheft auf S. 235 (Die Rennbahn von Stonehenge) und 237 (Felsritzung eines Rennwagens) sind dem Werke von Eilert Pastor, Olympische Spiele der Vorzeit (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW 11) entnommen, auf das in der „Bücherwaage" desselben Heftes hingewiesen ist. Das ausgezeichnete kleine Buch behält seinen Wert auch nach der Zeit der Olympischen Spiele. Schriftleitung.



Zeitschriftenschau

Siedlung und Ausbreitung

Ernst Simbringer, **Beiträge zur Linearkeramik Nordböhmens.** Sudeta. Sudetendeutscher Verlag, Reichenberg. Jahrgang 12, Heft 1, 1936. Zwischen Schönfeld und Koschtitz, am Nordabhang der Rabenay, wurden auf den sogenannten Teichfeldern ein germanisches Gehöft sowie Gruben der späten Hallstattzeit und der Linearkeramik untersucht, von denen letztere eingehend beschrieben werden. Wie in Köln-Lindenthal fand sich ein großer rechteckiger Speicher mit erhöhtem Boden, Flechtwand und Satteldach, während die Wohnräume auch hier unregelmäßig runden Grundriß zeigten. Der Oberbau muß sehr leicht gewesen sein; weder Pfosten noch Herd waren festzustellen. Bemerkenswert eine Art einfacher Wasserleitung. Die Töpferware zeigt sehr altertümliches Gepräge. / Martin Hell, **Alte und neue Funde aus Hallstatt.** Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. LXVI. Band, Heft 1/2, 1936. Hallstatt, das infolge seiner rein industriellen Grundlage — der Salzgewinnung — stets sowohl völkisch wie kulturell eine gewisse Sonderstellung einnimmt, hat nicht nur reiche Funde von der späten Hallstattzeit bis zur späten Latènezeit geliefert; auch Anzeichen einer jungsteinzeitlichen Besiedlung sind beobachtet worden. Überhaupt scheint die Besiedlung viel stärker gewesen zu sein, als bisher angenommen werden durfte. / Wolfgang Kimmig, **Die Befestigung auf dem Ringskopf bei Allenbach, Kr. Bernkastel.** Germania. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. 20. Jahrg., Heft 2, 1936. Hier wurde eine der zahlreichen Ringburgen im Trierer Gebiet planmäßig untersucht. Die etwa im Dreieck verlaufende Mauer erwies sich als eine Trockenmauer mit Holzversteifung. Davor ein Spitzgraben. Weder im Burgraum selbst noch im Vorgelände konnten bis jetzt Siedlungsspuren entdeckt werden. Geringfügige Scherben verweisen die Burganlage in die Latènezeit. / C. Streit, **Das Riesenschloß.** Sudeta. 12. Jahrg., Heft 1, 1936. In der Nähe von Rotseifen (Kat. Geb. Brunn, Gem. Nitzau) befindet sich das „Riesenschloß", eine aus gewaltigen Steinblöcken errichtete Wallanlage, die mit zwei Mauern den Grat des Berges umschließt. Wasserrinnen waren erkennbar, ein Brunnen soll vorhanden gewesen sein, doch konnte die ausgedehnte Grabung keine Wohnspuren feststellen. Daß die Burg aus vorgeschichtlicher Zeit stammt, ist jedoch unzweifelhaft. / Fritz Tischler, **Die stammeskundliche Gliederung in Schleswig-Holstein während der älteren Kaiserzeit.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jg., Nr. 26, 1936. Durch den unfruchtbaren und unbesiedelten Sanderstreifen getrennt, zeigen sich in Schleswig-Holstein vier, insbesondere in der Töpferware klar unterscheidbare Kulturgruppen, und zwar eine an der Westküste und auf den Inseln bis Sylt, die enge Beziehungen zum friesisch-chaukischen Gebiet verrät, eine zweite in Ostholstein, eine dritte, die etwa das alte Nordschleswig umfaßt und mit ihrem Formenkreis nach Norden verweist, und schließlich eine vierte in Angeln und Schwansen. Bei der Zuweisung dieser Kreise an die bekannten Stämme darf der letzte unbedenklich den Angeln zugewiesen werden. Der nördliche Kreis wird den Jüten zugesprochen. Die Westgruppe, insbesondere Dithmarschen, ist bereits als ursächsisches Gebiet erkannt. Verfasser will hier auch die ostholsteinische Gruppe anschließen, die gewiß nicht langobardisch ist. Er läßt aber offen, ob sie als zum ursächsischen Gebiet zugehörig anzusehen oder erst später einverleibt worden ist. / Friedrich Frahm, **Schleswig als Gründung niederrheinischer Kaufleute.** Ebenda Nr. 23/24. Galt früher die Ansicht, daß Schleswig-Haithabu eine dänische Gründung sei, so haben nunmehr die Grabungen den starken Anteil sächsisch-friesischer Siedler erwiesen. Die Untersuchung des Stadtrechtes nun zeigt, daß auch das jetzige Schleswig auf der Nordseite der Schlei durch niederrheinische Kaufleute begründet worden sein muß.

Kultur – Brauchtum – Technik

Fritz Netolitzky, **Speisereste in einer Moorleiche.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg., Nr. 22. Verfasser hat mehrere Moorleichen auf etwaige Speisereste hin untersucht und bei einer sehr grobes Gerstenmehl, Hirse und eine Hülsenfrucht als letzte Mahlzeit gefunden. Er regt

zu weiteren planmäßigen Untersuchungen an, um so unsere Kenntnis des vorgeschichtlichen Speisezettels zu bereichern. / Kurt Willvonseder, **Halbmondförmige Knochengeräte der Glockenbecherkultur.** Sudeta. 12. Jahrg., Heft 1, 1936. Diese verzierten, etwa halbmondförmigen Schmuckstücke aus Knochen, die meist hörnchenartige Enden haben, sind sicherlich an einer Schnur um den Hals getragen worden. Sie kommen nur in den Gräbern der jungsteinzeitlichen Glockenbecherkultur vor. Die einzige, scheinbare Ausnahme ist ein erneuter Beweis für den Anteil, den die Glockenbecherkultur wenigstens teilweise an der Entstehung der Aunjetitzer Kultur hat. Dieselbe Vorliebe für Schmuckstücke aus Knochen zeigt sich übrigens in der spanischen Heimat der Glockenbecherkultur. / Derselbe, **Bemerkungen zu den Funden aus Böhmen.** Ebenda. In einem Grabhügel bei Schönfelden, vermutlich der Latènezeit zugehörig, fand sich ein kleines Gefäß mit schnauzenartigem Fortsatz, das an antike Tonlämpchen erinnert. Auch im Mittelmeergebiet hat sich die Lampe aus runden Schälchen entwickelt, die seitlich einen Fortsatz zum Einlegen des Dochtes hatten. Diesen Beleuchtungsgeräten ist bei uns bisher nur geringe Beachtung geschenkt worden. Enghalsige, kleine Gefäße, die zuweilen mit solchen Lämpchen zusammen gefunden werden, dienten offenbar zur Aufbewahrung des Öles. — „Kleine, sehr zierliche, doppelhenklige Gefäßchen aus Bronze", die mehrfach besprochen worden sind, erwiesen sich als Stockknäufe des 18. Jahrhunderts.

Hertha Schemmel.

Das **Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht** veranstaltet im Einverständnis mit dem Herrn Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in seiner ständigen Schulungsstätte Rankenheim bei Groß-Köris in der Nähe von Berlin demnächst u. a. folgende Schulungslager. Die Teilnahme wurde vom Herrn Minister durch Erlaß **E I b** Nr. 350 vom 24. 7. 1935 ausdrücklich empfohlen.

„Der neue Geschichtsunterricht" vom 13.—21. 10., Lagerleiter Dr. Köhn, Berlin.

„Das Altgermanische im Deutschunterricht" vom 1.—8. 11., Lagerleiter: Dr. Prinz, Plön/Holst.

Außerdem veranstaltet das Zentralinstitut in der Jugendherberge Schlawa bei Glogau/Schles. ein Schulungslager für Ostdeutsche Vorgeschichte vom 1.—8. 10., Lagerleiter: Dr. Geschwendt, Breslau.

An den Schulungslagern können Erzieher und Erzieherinnen aller Schularten teilnehmen, soweit nicht besondere Einschränkungen gemacht worden sind. Die Kosten für Unterkunft, Verpflegung und Lehrbeitrag werden 25,— bis 30,— RM. nicht übersteigen. Jedem Teilnehmer wird Fahrpreisermäßigung von 50 v. H. gewährt.

Merkblätter für jede Veranstaltung stehen vier Wochen vor Beginn zur Verfügung und können bei dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht — Berlin W 35, Potsdamer Str. 120 — angefordert werden.

Berichtigung: In dem Aufsatz: „Ein Handbuch der Runenkunde" in Heft 9 ist in letzter Korrektur ohne Nachprüfung des Verfassers eine Abänderung unterlaufen, die den Sinn des Goethewortes: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht" verwandelte in: „. . ., wenn er kein Deutsch versteht". Die von Edmund Weber richtig angezogene Fassung steht in Goethes Gedicht „Nativität".

Der Verfasser des Buches „Runenkunde" heißt Konstantin Reichardt (nicht Reinhardt).

Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich auftun; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kristallgeistern des menschlichen Gemütes, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor.

Gottfried Keller.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Vierguß, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. III. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 **November** Heft 11

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Germanenkunde / Frage und Verpflichtung

Festansprache, gehalten bei der feierlichen Eröffnung der „Pflegstätte für Germanenkunde" zu Detmold am 5. Oktober 1936 von Professor Dr. Walther Wüst, Dekan der Philosophischen Fakultät, I. Sektion der Universität München.

Wer wie ich in diese Feierstunde gerufen ward, herauf aus dem Süden des Reichs und als Vertreter einer zwar fernerstehenden, aber — recht besehen! — doch benachbarten Wissenschaft, der großen „Arischen Kultur- und Sprachwissenschaft", um Zeugnis abzulegen von den Gedanken und Empfindungen, die ihn heute und hier bewegen, der fühlt und weiß: mir kann nicht nur aufgegeben sein, in der eindrucksvollen Reihe der Betreuer und Glückwünschenden die freudige Anteilnahme der Lehre und Forschung und, vor allem, der deutschen Universität darzubringen, sondern ein Tieferes, Verantwortlicheres, Wesentliches. Das ist: zu berichten von dem Stand der Germanenkunde, Antwort zu geben auf die Fragen, die uns aus diesem geistigen Raum entgegenklingen, Rechenschaft abzulegen über die einzige, zwingende Pflicht, die sich aus Bericht, Antwort und Rechenschaft gestaltet. Viele Eindrücke umdrängen mich bei diesem Beginnen, Feststellungen und Tatsachen, Vermutetes und Gewußtes, freundliche und gewichtige Helfer und Gewährsleute in Form von Büchern und Menschen — —, und doch tritt dies alles zunächst ins Wesenlose zurück, überstrahlt von dem Gleichnis und Sinnbild, das uns die Weihe des Ortes schenkt. Denn: um uns ist Detmold, nicht die „wunderschöne Stadt" des Soldatenliedes, nicht Lippes Hauptstadt in der vornehmen Stille ehemaliger Fürstenresidenz, vielmehr das Detmold der Externsteine, das Detmold, in dessen Nähe Hermann der Cherusker die Befreiungsschlacht schlug gegen fremdländische Fronvögte, das Detmold, wo das unverstandene Genie eines Grabbe inmitten der erstarrten Welt deutscher Kleinbürgerlichkeit sich zu den lebendigen Wesenheiten von Volk, Held und Führer bekannte, wo der umfassende Sprachforscher August Friedrich Pott nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts sein monumentales „Wurzel-Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen" in die aufhorchende gelehrte Welt hinausgehen ließ. Dieses

Detmold! Und dann das Detmold, vor dem wir vollends ehrfürchtig stehen, weil es Leid und entgötterte Größe deutschen, germanischen Daseins schicksalhaft bewahrte. Denn dies Detmold ist ja nichts anderes als in ungebrochener Dauerüberlieferung überkommenes altdeutsches Thèotmalli, Thiatmalli, in dessen beiden ersten Silben das gemeingermanische Theuda „Volk" erhalten ist. Der zunächst unklare letzte Teil des Namens aber klingt geschwisterlich zusammen mit fränkisch-lateinisch mallus, mallum „Gerichtsstätte", das seinerseits zu gotisch mathl „Versammlungsort" gehört, weiterhin zu Malloberg „Gerichtsstätte", gamallus „Gerichtsgenosse", admallare „anklagen". Hier befand sich also nach klarer Aussage des Sprachbefundes ein thiodothing, altnordisch fylkithing, eine Volksversammlung, eine Volksgerichtsstätte, wo die Männer und Freien unter der Leitung des Stammes-Ewartes über Krieg und Frieden berieten oder über Tod und Leben zu Gericht saßen. Und wir sehen sofort: es ist kein Zufall, daß Kaiser Karl der Franke den Sachsen, nachdem er sie drei Jahre lang mit Feuer und Schwert bekriegt hatte, gerade hier bei Detmold, der geheiligten Volksstätte, ein hartnäckiges, jedoch unentschiedenes Treffen lieferte, im gleichen Jahre 783, in welchem die Sachsen dann noch die furchtbare Niederlage an der Haase erleiden mußten. Ich wiederhole: dieses Treffen bei Detmold ist kein Zufall, sondern ein Glied in der Gesetzmäßigkeit germanischen Geschehens, dessen Gefüge wir im folgenden noch klarer verstehen lernen werden. Gegen die Volksstätte der freien Odalsbauern zielte mittelländisches Macht- und Staatsstreben, um die Volksstätte ballte sich schützend die edelste Widerstandskraft sächsischer Geschlechter zu entschlossener Verteidigung, ohne doch auf die Dauer die letzte, bittere Entscheidung verhüten zu können. Neunmalkluge Geschichtslehrer von der Gattung, die das Gras wachsen hört, bemühen sich heute mehr denn je, dieses beklagenswerte Ende uns als der Weisheit letzten Schluß zu malen, ja den Bestand des heutigen deutschen Gesamtreiches davon abhängen zu lassen; sie bedenken nicht, daß germanisch-nordische Gemeinschaftsgesinnung doch mehr schöpferische Möglichkeiten als nur die der im Blut erstickten Freiheit gehabt haben muß. Detmold, die Volksstätte, und das Treffen bei Detmold: beides ist mit den vorhin beschworenen Erinnerungen Sinnbild und Gleichnis der einzigen, überhaupt nur in den Umrissen zu ahnenden germanischen Tragik, ist erschütterndes Beispiel für den Vernichtungsgriff, den volksfremder Haß nach dem Grund und Baustoff deutschen, germanischen Daseins führte und führt.

Uns ist nichts geschenkt worden! Während andere Absenker des Indogermanentums, wie etwa der italische oder der indoarische, dank der unvergleichlichen Gunst ihrer geschichtlichen Wohnsitze seit der Landnahme ihre Art und Anlage, ihre Gedanken und Ziele in einer Form reifen lassen konnten, die den heutigen Beschauer[1] schlechthin klassisch anmutet, werden die Germanen mit Beginn ihrer völkischen Auferstehung von faustischem Drang in alle Himmelsrichtungen gerissen und zu ungeheuerlicher Ausweitung gezwungen. Germanen erscheinen in Island und England, in Rußland und Irland, am Schwarzen und Kaspischen Meer, in Nordamerika und Nordafrika, in Spanien und Italien, Bewegungen, die sich über die unselige Kaiserzeit bis in unsere Tage hinein fortpflanzen. Das „älteste" germanische Sprachdenkmal, die Inschrift auf dem Helm von Negau, tritt in der Gegend von Klagenfurt zutage, gotische Söldnernamen sind in mittelindoarischen Inschriften mit Wahrscheinlichkeit entdeckt worden. Ich kenne kaum zwingendere Einzelbelege für so schmerzliche Vergeudung wertvollsten völkischen Gutes, der man als packenden Vergleich nur noch die Entwicklung der deutschen Front während des Weltkrieges zur Seite stellen mag. Der stählerne Koloß hier wird zwischen 1914 und 1918 mehr und mehr zum geschmeidig-dünnen Stahlband ausgewalzt, das schließlich in Armenien, Mazedonien, Palästina zerreißt, dort fallen die Helden, ein

[1] Die Stichwortfolge „Beschauer-Kunde-Wesen" wird dem Gesamtwerk J. Strzygowskis verdankt.

Teja, ein Totila, indes die Lieder, welche das Gedenken der Recken besingen, von einem Ludwig dem Frommen in majorem gloriam ecclesiae schmählich vernichtet werden. Dabei ist dies nur die eine Seite des Gesamtgeschehens. Auf die andere Seite wäre tief einzugraben als einzige Umschrift: die Tragik der Mitte. Das Germanentum ist ihr preisgegeben, gleichfalls seit Anbeginn seines geschichtlichen Daseins, hat ihren unerhörten Wellengang, den auflösenden Wechsel zwischen Ebbe und Flut, zwischen Brandung und Hochsee gespürt und durchkämpft, ähnlich wie China, gewaltige Volkskörper, die unter der erregenden und unheimlichen Spannung der Mittellage ihren unendlich dornenvollen, von ständigen Rückschlägen bedrohten und trotzig immer wieder neu begonnenen Weg zwischen Osten und Westen, zwischen Nord und Süd gingen und gehen mußten. Daß wir unter solchem Gesetz, solchem Verhängnis uns selber und gar erst anderen fremd und rätselhaft werden mußten, daß wir notgedrungen immer schwieriger zu verstehen waren, wen nimmt dies wunder? Das Italien von heute sieht in sicherem, selbstverständlichem Stolz auf die Zeugen seiner Vergangenheit, auf Rom, auf Forum, Trajanssäule und Kolosseum, nicht anders Griechenland oder Indoarien, das während einer nahezu viertausendjährigen Geschichte in beispielloser Kultureinschmelzung Druck und Stoß aller Fremdeinfälle überwunden und überdauert hat. Die Germanen dagegen, und zumal die Deutschen, gleichen dem Prügelknaben oder, wenn's hochkommt, dem Leuteschreck, den man entweder als hochstehenden Barbaren modisch und geflissentlich abkonterfeit, wie dies etwa Tacitus tat, oder als Wandalen der Weltgeschichte brandmarkt, wie es zuerst Papst Leo X. am 1. Februar 1515 und danach der Bischof von Blois, Henri Grégoire, am 31. August 1794 wider alles besseres Wissen der Vergangenheit gleisnerisch und lügnerisch für kulturpolitisch nötig befanden. Bald peitschte man den größten Weltwidersacher, den man witterte, mit der päpstlichen Redewendung „Hunni, Vandali et aliae barbarea gentes" (in einem Ablaßschreiben, der damaligen Rundfunksendung, verwendet und stilistisch engstens übereinstimmend mit der jüdisch-freimaurerischen Losung des Weltkrieges), bald lockte man den „Unhold" mit dem Zuckerbrot des Schlagwortes „Ex Oriente lux". Die beabsichtigte Wirkung war immer dieselbe. Ob man die Volksstätte Detmold angriff im Herzstoß, ob man die deutschen Kaiser über die unwegsamen Alpen zur Krönung nach Rom zog mit Glanz und Verheißung priesterlich-himmlischen Gepränges, ob man die germanischen Heldenlieder verbrannte und die Wandalen schimpfierte, es war und blieb, unverhüllt-verhüllt, der Vernichtungsgriff volksfremden Hasses nach dem Grund- und Baustoff deutschen, germanischen Daseins. Und wenn es auch unsere Brüder in aller Welt oft nicht wissen und wahr haben wollen: uns lehrte das Leid, uns warnte die Wahrheit. Oder sollen wir die Tatsache über uns triumphieren lassen, die simple Tatsache zum Beispiel, daß wir uns heute in einem dreibändigen Werke (Th. Bieders) mühsam über die Geschichte der Germanenforschung unterrichten müssen, statt derlei in lebendigstem Besitz zu hegen, oder die andere Tatsache, daß heute trotz aller gelehrten Streiterei noch nicht einmal Sinn und Ursprung des Namens „Germane" endgültig geklärt sind? Thomas Carlyle, Houston Stewart Chamberlain, Graf Gobineau sind Ausnahmen. Das ist die Tragik der Germanenkunde, auf den Beschauer hin gesehen.

Tragik durchwaltete bis vor wenig Jahren aber auch die wissenschaftliche Kunde vom Germanen. Wir haben innerhalb der Gesamtbewegung von Forschung und Lehre den Humanismus erlebt, die Renaissance, die Aufklärung, schließlich die stoff- und geldhörige, sogenannte voraussetzungslose Wissenschaft des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, und alle diese Wissenschaftsgruppen haben ihren Niederschlag gefunden in kennzeichnenden Worten, Formeln und Begriffen, treulich aufnotiert von den Wörterbüchern. Aber der Frage nach dem Alter des Ausdrucks Germanenkunde versagen sich die Wörterbücher. Noch nicht einmal im großen deutschen Wörterbuch der

Gebrüder Grimm ist es zu finden. Statt der Germanenkunde, die *ja* nicht mit Deutschkunde verwechselt werden durfte, hatten und haben wir weithin eine amtlich abgestempelte Germanistik, die ursprünglich — das ist im 19. Jahrhundert — sogar nur Kunde und Lehre des deutschen Rechtes im Gegensatz zum römischen Rechte bedeutete, sich dann aber entwickelte und erweiterte zu „Kunde und Lehre der germanischen Sprachen, Geschichte und Altertümer" und sich heute großenteils damit begnügt, den Studierenden eine fürs Examen ausreichende Kenntnis des Mittelhochdeutschen und anhangsweise des Althochdeutschen beizubringen. Man beliebt, dafür die Sonderentwicklung und Aufspaltung des Gesamtfaches verantwortlich zu machen, während dies alles ausschließlich doch nur eine Schuld der das Fach betreibenden Menschen ist. Wer die kostbare, verpflichtende Erinnerung an die Gebrüder Grimm nachweisbar aufgegeben hat, wer mit einer wissenschaftlichen Fach- und Geheimsprache völliger Verluderung und Entartung prunkte und sich dadurch dem lebendigen Volksganzen entzog, wer die Forschung für voraussetzungslos hielt und ihren höchsten Auftraggeber, das Volkstum, leugnete der trägt die Schuld an dem müden „Auseinanderfall der Wissenschaft in eine Unzahl vereinzelter, beziehungsloser Fächer", (Reichsminister Rust), trägt die Verantwortung vor Ahnen und Enkeln. Hier hilft nur Eines: strenge Selbstzucht und Selbstbesinnung, Selbstbesinnung auf die „lebendig, innerlich verpflichtende Mitte" (Reichsminister Rust), Selbstbesinnung auf die unumstößliche Tatsache, daß die Wissenschaft nicht bloß nach der *Wahrheit*, sondern auch nach dem *Wert* zu fragen hat, und daß sie keinerlei Wirklichkeit zu erkennen vermag, an die sie nicht innerlich, das ist blutsmäßig, gebunden ist. Und wem es damit ernst ist, wer sich zu dieser alt-neuen Lehre freudig bekennt, der muß mit dem gleichen Atemzug ablehnen die modischen Geschäftemacher und Anstreicher, die getarnten Dunkelmänner, die überholten Alten, die sich vorsichtig auf den Boden der Tatsachen stellen, und schließlich die verworrenen Umstürzler und Tatzelwürmer. Solch reine, hohe Haltung scheint mir in der heute vom „Deutschen Ahnenerbe" feierlich eröffneten „Pflegstätte für Germanenkunde" vorbildlich verwirklicht, da sie sich nicht „Institut" oder „Seminar" für Germanenkunde schilt, sondern eben „Pflegstätte", dem Kenner und Volksgenossen damit anzeigend, daß hier ehrfurchtsvolle Arbeit an der Gesamterscheinung unserer germanischen Altvorderen mit männlicher Entschiedenheit, wie sie von je der Thingstätte ziemte, geleistet werden soll.

Unermeßlich sind die Kräfte, die wir aus der bis jetzt schon geglückten Bestimmung unseres *Wesens* aufrufen können, um die eben geforderte Haltung der Selbstzucht und Selbstbesinnung in jedem einzelnen Forscher und Lehrer, jedem wissenschaftlich Strebenden lebendig zu machen und lebendig zu erhalten. Wir sind, wie wir auf Grund neuester, sorgfältiger rassekundlicher Untersuchungen mit Stolz behaupten können, „das älteste Volk der Erde". Unsere Altvorderen waren Bauern, seßhafte Bauern im adeligen Sinne des Wortes, die schon im vierten Jahrtausend vor der Zeitrechnung mit dem Pflug umzugehen wußten und eine hochentwickelte Vieh- und Felderwirtschaft betrieben. Ihr Leben vollzog sich in der von Wäldern umhegten, urbar gemachten Landschaft. Das war ihre Welt, nicht die Stadt mit ihrem entnervenden und entsittlichenden Einfluß. Deswegen galt diesen Menschen auch heldischer Mut und ehrenvoller Einsatz mehr „als der beste Stahl", Sippe und Gefolgschaft mehr als Staat und Macht. Blut und Boden, Heimat und Führertum, sonnenhaftes Jahr und, über all dem, auch den Göttern, das Schicksal: das waren daneben die Gesetzmäßigkeiten, denen sich unsere Ahnen freiwillig einordneten, nicht knechtselig beugten. Der tiefgreifende Unterschied zwischen dieser nordisch-germanischen Welt-Anschauung und der großstädtisch ausgerichteten Gesinnung des Mittelmeers oder des Vorderen Orients wird schon aus den wenigen, knapp skizzierten Stichworten hinreichend deutlich, wie es mir überhaupt geratener erscheint, die unverkennbar geistigen Vorzüge hervorzuheben als in allzu dinglicher Befangenheit selbstgenügsam bei Tongefäß

und Frauenschmuck, Bronzezierat und Drellgewebe zu verharren. Nicht auf das Holzhaus des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, nicht auf Schiff und Seife, Lure und Hafer kommt es im letzten Sinne entscheidend an, sondern ganz und gar nur auf die menschliche Leistung, die aus den Altertümern zu uns spricht. „Der Germane selbst ist es, unser Ahn und Held" (Hofmeister), den wir meinen, wenn wir von altgermanischer Kultur reden. Wie müssen wir uns zu ihm stellen? Was hat er uns heutigen Menschen zu geben? Wie haben wir uns mit seiner Welt, die gerade im Dinglichen ja vielfach nicht mehr die unsere sein kann, auseinanderzusetzen, so daß wir mit der gleichen Ehre vor ihm bestehen, die wir ihm für Tat und Gesittung stolz, dankbar und schöpferisch befeuert zuerkennen?

So betrachtet — und andere Standorte würden die gleiche Schlußfolgerung ergeben — rückt als große, dauernde *Aufgabe*, als unabweisbare *Verpflichtung* in den Mittelpunkt unserer wissenschaftlichen Arbeit die Notwendigkeit, das Wesen, den Grund- und Baustoff des deutschen, germanischen Daseins, unbedingt zu wahren. Wir sehen dieses Wesen wirken zu allererst in der Rasse, ob wir nun den Ausgangspunkt bei den sogenannten Schnurkeramikern oder in einer alteuropäischen Langkopfgruppe oder in der Endstufe der älteren und Mittelsteinzeit, dem sogenannten Magdalénien, ansetzen. Wir sehen dieses Wesen wirken in Glaube und Sitte, Sprache und Namen, Recht und Verfassung, Dichtung und Schrifttum (ausgeformt in Sage, Märchen, Volks- und Heldenlied), Musik und Kunst, Sippe und Brauchtum, Vorgeschichte und Geschichte, Wirtschaft und Handwerk, Seewesen und Himmelskunde. Der Beschäftigung mit allen diesen großen Sachgebieten ließe sich zum Geleit, nur mit verändertem Stichwort, ein schöner Satz Hans F. K. Günthers (in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes") voranstellen. Er lautet: „Wenn wir, vor allem wir Deutsche, als Glieder eines nordrassisch-bedingten Volkes, einmal gelernt haben, das nordische Rassentum auch im Bau der einzelnen alten Sprachen, vor allem der altgermanischen Sprachen, klar zu erkennen, dann wird die Beschäftigung mit diesen Sprachen endlich aus einer gelehrten Angelegenheit ein neuerschlossener Bezirk werden unserer Erkenntnis und Selbsterkenntnis." Ganz ebenso verhält es sich mit dem Gegenstand der germanischen Schrift, den Runen, deren Deutung gerade in unserer Zeit besonders heftig umkämpft ist. „Sinnzeichen" oder „Alltagsbedürfnis", „selbständige Erkenntnis" oder „geschäftige Entlehnung" lauten die Losungsworte im Kampf der Geister. Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein, sobald man die klassisch erbmäßige Begründung der indogermanistischen Sprachwissenschaft durch Franz Bopp mit den haltlos schwankenden Lehnvermutungen der Jahrhunderte vor Bopp vergleicht. Wir können warten. Allerdings heißt dieses „Warten" nicht „untätig Zusehen" oder „besinnlich Anschauen"; man mag auch warten, den Speer im Arm, auf den Schild gestützt wie Hagen und Volker vor der Nibelungenhalle an Etzels Königshof.

Walstatt, die Grundstimmung Mittgarts, umwittert uns, woher wir auch kommen! Wir waren sorgenvoll bei dem *Beschauer* zu Gast und fanden vielfach nichts als nur Unverständnis, Mißgunst und Argwohn spärliche Freunde. Wir stießen auf *Kunde*, die, seltsam irregeleitet, den von Wenigen erst betretenen Weg suchen und unbeirrt zu Ende gehen muß. Wir fanden, müde gekämpft, Herberge in der Heimat, im Erbe, im *Wesen*. Jedoch die Rast war kurz. Denn dieses Wesens Schicksal ist es, daß es den Widersacher aufreizt zu ewiger Fehde und unterirdischem Haß. Der Widersacher will das Wesen *ent-wickeln*, auseinanderzerren, schwächen, entheiligen, bis es ver-wesen muß. Er will das Wesen aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit entführen, bis wir Ver-führte sind. Der Widersacher spricht mit Zungen, während das Wesen schweigt, wie alles Ewige, Zeitlose schweigt. Übersetzen wir das in die Sprache der Wissenschaft, in die Sprache der Tatsachen, gemäß den von mir beobachteten fünf großen geistesgeschichtlichen Schichten. Die Fehde entbrennt, wenn wir den oder jenen Zeitgenossen, betrogen durch die Sirenenklänge von Klang und

Laut, Zufallsparallelen schmieden sehen, die unser geliebtes Deutsch, unser Germanisch in unerträgliche Nachbarschaft zu den Sprachen und Mundarten tiefstehender Jäger- und Sammlervölker rücken. Oder, wenn die bolschewistische Archäologie auf „dialektisch-materialistische“ und „marxistisch-lenistische“ Weise klare Zusammenhänge zerrüttet und aufzulösen trachtet durch tolle Unterstellungen, etwa von der Art: „Es ist nötig, jedem verständlich zu machen, daß der Glaube an Urheimaten gleichbedeutend mit dem Glauben an die Herrschaft Gottes ist“ (Hirt-Festschrift 1, S. 227). Bolschewistischer Irrsinn versucht sich, mit seinen Mitteln und von seiner Front her, an der Vernichtung des Ewigen, des schlechthin Unabhängigen, wie es sich in Rasse und Volkstum gültig offenbart. Er versucht es umsonst! Auf der anderen Front läßt römisch-katholische Völkerkunde die Minen der Elementarverwandtschaft springen. Beziehungen der Indogermanen zum Altai-Nomadentum werden ernsthaft erörtert, mit ähnlicher Grundabsicht der Hoch- und Eingottgedanke bei Feuerländern, Indianern und Australnegern nachgewiesen. Es läßt sich dann leichter Glaubensausbreitung treiben und zugleich dem Rassestolz der Indogermanen, von deren Eingottglauben man möglichst wenig spricht, ein Stoß versetzen. Die eingebildeten Zusammenhänge des Indogermanischen mit allen möglichen nichtindogermanischen Sprachen sind genau so zu beurteilen. Nicht minder gefährdet ist der lehnverwandtschaftliche Bezirk der Forschung, den besonders der jüdische Vordergrundsgeist gepachtet zu haben glaubt zur hemmungslosen Ausbeute. Aus den von keinem Einsichtigen geleugneten Tatsachen, daß auf deutschem, germanischem Volksboden einst Fremdvölker wie Illyrier, Kelten, Römer, Slawen gesiedelt haben und umgekehrt Germanen weltweite Wanderzüge unternommen haben — man denke an die Völkerwanderung, an Wikinger, Hanse, an die Germania Romanica —, aus solchen Tatsachen nimmt man sich dreist das Recht, nun überhaupt das völkische Dasein der Germanen zu bestreiten und sie für ehemalige Kelten zu erklären. So der Jude Sigmund Feist —, während Rassegenossen sich auf die deutsche Altertumskunde werfen oder das deutsche Märchen in Bausch und Bogen als späte Entlehnung aus dem indischen Fabelschatz hinstellen. Das ist, aufs Letzte gesehen, Händlergeist in der Wissenschaft, dem die Kultur zur Ware und der Mensch zur versklavten Sache wird. Und wer weiß, ob derlei Gesinnung sich nicht da und dort auch in der Erforschung der Runen betriebsam betätigt. — Ganz besonders scharfe Aufmerksamkeit müssen wir dem Arbeitsgebiet der sogenannten eigenständigen Entwicklung zuwenden, wo sich die falschen Propheten und Wahrsager nur so tummeln. Ihr Lieblingswort ist das Zeitwort „Werden“. Mit sanft berechnender Hartnäckigkeit sprechen sie, auch noch in diesen Jahren, zum Beispiel vom Werden des deutschen Volkes und haben ihre Freude daran, gläubigen Studenten und Volksgenossen die Mischstoffe aufzuzählen, aus denen sich deutsches Wesen homunculusartig geformt habe: die Spätantike und das ausgehende Römertum mit Grundherrschaft und Lehenswesen — armes Odal! —, die Kirche und Frankreich, die arabische und jüdische Philosophie sowie die Renaissance, schließlich Gegenreformation und Parlamentarismus. Sogar die Mönchsorden sind nicht vergessen. Auf der Gegenseite dann der mit vorstehenden Reichtümern beglückte Germane und Deutsche, die man ja nicht miteinander verwechseln darf. Selbstverständlich muß er unstät und flüchtig sein, wichtiger Kulturwörter ermangeln und über das Indogermanentum letzten Endes der südosteuropäischen und mittelasiatischen Steppe entstammen. Das Ganze nennt man dann geflissentlich „unvoreingenommene, rein wissenschaftliche Betrachtung“, da „je zu Zeiten .... ja auch die Wiederholung von Altbekannten nützlich und deshalb berechtigt sein mag“ (Dannenbauer). Gegen derartige Lehren kann der Widerspruch gar nicht scharf genug ausfallen. Nicht allein, daß sie sich auf längst als irrig erwiesene gelehrte Meinungen stützen, wurden sie auch durch klare Tatsachen abgetan, durch schlagende Untersuchungen über den rein indogermanischen Grundzug des germanischen Wortschatzes,

des germanischen Lautstandes, des Tonsitzes, der ersten sogenannten urgermanischen Lautverschiebung, durch die nachweisbaren hochaltertümlichen Formverhältnisse, schließlich durch die neuesten Anschauungen über die gegenseitige Zusammengehörigkeit der indogermanischen Hauptmundarten untereinander. Darüber hinaus aber müssen wir es uns unmißverständlich verbitten, daß in einer Weise, wie der eben geschilderten, deutsches Wesen zerstückelt und aufgelöst wird in eine Reihe von Vorgängen, deren einziger Maßstab nicht der ihnen innewohnende Wert, sondern ausschließlich die berückende Buntheit zu sein scheint. Wer sich so an dem ewigen Grund- und Baustoff deutschen, germanischen Daseins vergreift, dem sei gesagt: wir wollen, auch kulturgeschichtlich, Herr, nicht Liebhaber im eigenen Hause sein! Indem wir dieses Bekenntnis aussprechen, sind wir zum Wissenschaftsdienst an der letzten, größten und wichtigsten Geisteserscheinung verpflichtet, zum Dienst an der Erbverwandtschaft. Dieser Dienst ist schwer, nicht nur weil er sicheres Wissen, Feinfühligkeit, andachtsvolle Geduld und männliche Entschlossenheit voraussetzt, sondern vor allem anderen, weil dieser Dienst einer schwer getroffenen Sache gilt. Kirche und Aufklärung haben mit ungleichen Waffen, aber verheerendem Erfolg gegen die Dauerüberlieferung gekämpft. Die christliche Nächstenliebe hat das römisch-katholische Priestertum nicht daran gehindert, das altgermanische Odalsrecht zu zerschlagen: „Sünden der Vergangenheit, die nicht Sünden des Bauern waren“ (von Leers), und auch sonst die Erbverwandtschaft zu verdunkeln oder gar sich anzueignen. Gerade weil so viel wertvolles Erbgut sinnlos vernichtet oder geschickt verfälscht ward, nur deswegen konnte ja die Wissenschaft so sehr und so lange von den Begebnissen der Lehnverwandtschaft oder der Elementarverwandtschaft oder der eigenständigen Entwicklung berückt und gefesselt werden. Das muß jetzt anders werden! Noch ist es nicht zu spät dazu. Eine Fülle von Tatsachen wartet des erbbeständigen Forschers, kostbare Einzelheiten, die aus Truhen gezogen, in den altarischen Texten entdeckt, an Häusern wiedergefunden, im bäuerlichen Brauchtum manch einsamen Tales neu erweckt werden wollen und zusammengefügt das herrlich reiche, kraftvoll tiefe, ewig deutsche Wesen erstehen lassen.

Die Fronten sind geschieden. Die Geister sind geschieden. Immer nur scheiden sich Fronten und Geister beim Kampf um das Wesen. Wir wollen sein, was wir sind. Ich rufe die Mannschaft, die, heldisch in der Haltung, stolz auf das „edle Blut“ der Abkunft, mit voller wissenschaftlicher Verantwortlichkeit sich in Art und Tat der Ahnen vertieft. Wir wünschen, wie der Führer es will, daß diese Mannschaft in ihrer Germanenkunde sich nicht selber schwächen läßt zu tatenloser Bewunderung, daß sie nicht entartet zu haltloser Träumerei und hohler Deutschtümelei. Wir wollen, daß diese Mannschaft in der schimmernden Wehr des Nationalsozialismus dem Ritter zwischen Tod und Teufel, dem Ritter ohne Furcht und Tadel nachreitet in das Land der Heimat, in den „germanischen Staat deutscher Nation“ (Adolf Hitler). „Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urältervater beglückte“ (Ernst Moritz Arndt).

„Im Sinne der Wissenschaft „objektiv“ können die dazu Geeigneten, Begabten bis zur peinlichen Ähnlichkeit mit Nur-Registrier-Apparaten durch Selbsterziehung und Unterricht im Sinne einer Dressur werden: aber wie echte Wissenschaft nicht stumpfsinniger Kennerschaft entspricht, so ist das Ideal echten Lehrens, Schulens und Erziehens nicht ein Mensch nur mit den Eigenschaften eines präzis funktionierenden Grammophons, eines Wiederholungsapparates und Büchersatzes.“

Prof. Dr. Hans Hahne,

Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung.



Die Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold

Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold am 5. Oktober 1936

Es war ein denkwürdiger Tag, der Tag nach dem großen Erntedankfest auf dem Bückeberg; denkwürdig für die Geschichte der alten Volksmalstätte am Osninghange, denkwürdig vor allem auch in der Geschichte des Wiedererwachens unseres germanischen Bewußtseins. Hatte dort auf den Weserhöhen ein ganzes Volk dem waltenden Allvater seinen Dank für die Ernte des Jahres ausgesprochen, so hatten wir in demselben Cheruskergau eine andere Ernte zu bergen; eine Ernte, die doch mit jener im innersten verwandt ist, die Ernte aus tausend Jahren des Verfalls und aus zehn Jahren der rastlosen Forschertätigkeit. Wenn wir in diesen zehn Jahren von dem verwüsteten Felde unserer Ahnenehre Ähre um Ähre in mühsamer Kleinarbeit gesammelt haben, so können wir jetzt das bisher Gesammelte in einer Scheuer bergen, aus der es als neues Saatgut dem ganzen deutschen Volke vermittelt werden soll.

Viele Kräfte haben dabei mitgeholfen, dieser Pflegstätte unseres Ahnenerbes ein würdiges Heim zu bereiten; außer der langbewährten Opferbereitschaft unserer Freunde und der zähen Arbeit Wilhelm Teudts waren es der Reichsstatthalter, das Land Lippe, die Stadt Detmold und vor allem das hohe Verständnis, das der Reichsführer SS. dem großen Gedanken der germanischen Wiedererweckung entgegenbringt. Das Alte Palais am Hitlerdamm birgt jetzt die Sammlungen und die Lehrsäle der Pflegstätte, und ein Stab von Mitarbeitern wird für die Auswertung und Lebendigmachung dessen sorgen, was hier erarbeitet wird. Als wesentliche Abteilung des „Deutschen Ahnenerbes“ dient die Pflegstätte dem gemeinsamen hohen Ziel: Raum, Geist und Tat des nordischen Indogermanentums zu erforschen, die Ergebnisse dieser Forschungen dem deutschen Volke zu vermitteln und jeden Volksgenossen aufzurufen, dabei mitzuwirken.

Berufene Vertreter des Staates, der Partei und ihrer Organisationen fanden sich mit vielen anderen Gästen am Morgen des 5. Oktober in der neuen Pflegstätte ein, wo sie als Ehrengäste begrüßt wurden. Dr. Hülle überbrachte Grüße und Wünsche des Leiters des Reichsbundes für Vorgeschichte Prof. Dr. Reinerth und hob besonders dabei hervor, daß der Reichsbund immer bereit sei, alle Bestrebungen, die der deutschen Vorgeschichte dienen, tatkräftig zu unterstützen. Eine gemeinsame Ausstellung des Deutschen Ahnenerbes und der Vereinigung zeigte einen kleinen Ausschnitt aus der reichen Schatzkammer des germanischen Geistes. Dann fand im vollbesetzten Lippischen Landestheater die feierliche Eröffnung der neuen Lehr- und Forschungsstätte statt. Fanfaren der Hitlerjugend eröffneten die Kundgebung und bezeugten, daß es vor allem die deutsche Jugend ist, der wir das Erbe unserer Ahnen lebendig machen und zu treuen Händen weitergeben wollen. SS.-Brigadeführer Dr. Reischle, der Führer des Stabsamtes des Reichsnährstandes und stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums des „Deutschen Ahnenerbes“ richtete in seiner Eröffnungsansprache den Blick dahin, wo die Pflegstätte im Kampfe der Geister stehen soll, als eine Trutzburg des deutschen Geistes wider alle fremdgeistigen Ansprüche und Einflüsse, gegen die wir jetzt zum ersten Male seit tausend Jahren den Gegenangriff führen. Ihrer grundsätzlichen Bedeutung wegen bringen wir die Rede an anderer Stelle zum Abdruck.

Das Vorspiel zu Wagners Meistersingern verband diese große Programmverkündung mit der Ansprache des stellvertretenden Staatsministers, Kreisleiters Wedderwille, der als Vertreter des Reichsstatthalters und des Chefs der Lippischen Landesregierung die



Aus der Ausstellung der Pflegstätte

Gäste begrüßte. Er verlas den Willkommensgruß des Reichsstatthalters und Gauleiters Dr. Meyer:

„Den zur Eröffnungsfeier der Pflegstätte für Germanenkunde Versammelten entbiete ich meine herzlichen Heilgrüße. Leider bin ich durch eine dienstliche Reise ins Ausland verhindert, selbst der Feier beizuwohnen. Ich bedaure dies um so mehr, als mit der Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde ein hoffnungsreicher Abschnitt der frühgeschichtlichen Forschung eingeleitet wird, an einer Stätte, die bisher schon, insbesondere durch das verdienstvolle Wirken des Parteigenossen Professor Teudt, einen Namen in der frühgeschichtlichen Forschung erlangt hat. Kaum ein zweites Land scheint auch so dazu bestimmt zu sein, der Pflegstätte für Germanenkunde eine Heimat zu sein, wie gerade Lippe. Hier in Lippe war es, wo im Jahre 9 nach der Zeitwende zum ersten Male germanischer Geist gegen politische Vergewaltigung aufstand und mit der siegreichen Schlacht im Teutoburger Walde die deutsche Geschichte auf Jahrtausende hinaus wesentlich bestimmte. 800 Jahre später war hier einer der Schauplätze des gewaltigen Ringens, in dem Widukind die Freiheit der Sachsen gegen den Franken Karl zu verteidigen suchte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade hier Professor Teudt den Denkmälern deutscher Frühgeschichte nachging und zu Erkenntnissen kam, die das bis vor kurzem noch übliche Bild vom Leben und der Kultur unserer Vorfahren entscheidend änderte. Als eine besondere Fügung des Schicksals können wir es bezeichnen, daß es hier dem Führer gelang, die Durchbruchsschlacht der nationalsozialistischen Bewegung zu schlagen.

Nach der Machtübernahme haben Partei und Staat die Auswertung der vorhandenen Geschichtsdenkmäler in Angriff genommen. In erster Linie sind die Arbeiten zu nennen, die die Externsteine wieder zu einem neuen deutschen Nationalheiligtum umgestalten wollen. Daß hier ganze Arbeit gemacht werden konnte, ist in erster Linie der Förderung des Reichsführers der SS. zu danken. Seiner Tatkraft ist es nächst der verdienstvollen Vorarbeit Professor Teudts und der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu danken, daß nunmehr die Pflegstätte für Germanenkunde Möglichkeiten zu fruchtbarer Arbeit gefunden hat. Ich kann es mir versagen, über die Bedeutung dieser Arbeit Ausführungen zu machen. Unter den Folgen einer jahrtausendelangen falschen Darstellung des Lebens und der Kultur unserer Vorfahren mit dem Ziele fremdem Einfluß, der angeblich alle Kultur gebracht hat, das Tor zu öffnen, haben wir bis in unsere Zeit zu leiden gehabt. Hier die Grundlagen zur gründlichen Umkehr zu schaffen und damit die deutsche Geistesfreiheit endgültig wiederherzustellen, ist die vornehmste Aufgabe der Pflegstätte für Germanenkunde. Daß sie in der Lage sein möge, diese Aufgabe in vollkommenster Weise zu erfüllen, ist unser aller Wunsch."

Bürgermeister Keller überbrachte dann die Grüße der Stadt und der Bürgerschaft von Detmold, die auf die neue Ehrung ihrer Stadt stolz sind. Nach einer Würdigung des Lebenswerkes von Wilhelm Teudt gab er bekannt, daß die Stadt Detmold Wilhelm Teudt zum Ehrenbürger ernannt habe, eine Ehrung, der die ganze Versammlung freudigsten Beifall spendete.

Professor Teudt dankte für die ihm gewordene Ehrung und betonte, daß er die Ehrung und den Dank auch auf seine Helfer und Mitarbeiter beziehe, ohne die er hier nicht stehen würde. Seine Ausführungen über die Aufgaben der Pflegstätte sind im vollen Wortlaut in der vorliegenden Folge wiedergegeben.

Nach ihm hielt Professor Dr. Walther Wüst, Dekan der Philosophischen Fakultät, I. Sektion der Universität München und Mitglied des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes, die Festansprache, die alle Versammelten auf die Höhe des Erlebens führte, das zuletzt in den beiden Vaterlandsliedern seinen Ausklang fand.

Der Nachmittag führte die Gäste hinaus zu den Stätten der Vorzeit, zum Langelau,

zum Hermannsdenkmal und zu den Externsteinen. Am Dienstag wurden die wiederaufgerichteten urgermanischen Häuser bei Orlinghausen besichtigt.

Die Pflegstätte für Germanenkunde steht. Sie wird in kämpferischer, zielbewußter Arbeit ihrem Namen und ihrer Berufung Ehre machen als erste Burg germanischen Geistes in deutschen Landen.

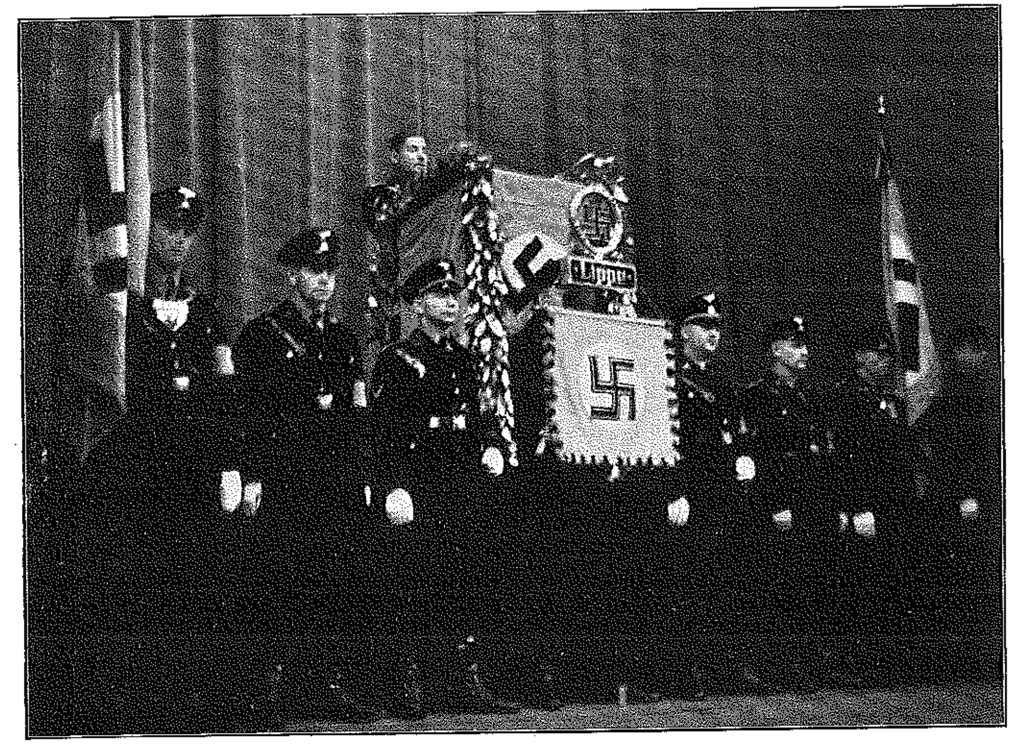
Pl.

Eine Burg des deutschen Geistes

Ansprache zur Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde zu Detmold

Von SS-Brigadeführer Dr. Reischle

Wenn wir heute im Jahre 1936 in deutschen Landen erstmals eine Pflegestätte für Germanenkunde errichten, so muß das jeden unbefangen denkenden Volksgenossen doch recht nachdenklich stimmen. Man sagte uns, wie herrlich weit es unsere Wissenschaft in allen Dingen gebracht habe. Wir fragen daraufhin aber mit Recht: Wie stimmt es dann damit zusammen, daß wir erst heute eine Pflegestätte für Germanenkunde errichten müssen? Dies kommt nur daher, daß das Wissen um die Germanen als unseren Vorfahren in unserem christlichen Kulturlande offenbar doch nicht oder nicht richtig gepflegt worden ist. Mit anderen Worten: Wir Deutsche haben uns mit allem möglichen beschäftigt oder beschäftigen dürfen, aber ja nicht mit den Germanen als den Trägern einer uralten Gesittung und Angehörigen einer großartigen, vollwertigen und in sich geschlossenen Welt. Dafür wußten wir bei den antiken Völkern und insbesondere in der biblischen Geschichte, d. h. in der Geschichte der Juden, um so besser Bescheid.



Stabsamtsführer SS-Brigadeführer Dr. Reischle eröffnet die Pflegstätte für Germanenkunde

Indem wir diese unleugbare Tatsache feststellen, stellen wir zugleich fest, daß dies für ein Volk eine Ungeheuerlichkeit ist.

Diese Ungeheuerlichkeit muß eine tiefgreifende Ursache haben. Denn so gut es in einer Familie Sitte ist, über die Ahnherren und Ahnfrauen bis in die fernste Zeit zurück unterrichtet zu sein, so gut müßte dies doch eigentlich auch in einem Volke der Fall sein, zumal ein Volk ja nichts anderes ist, als eine riesige Großfamilie, d. h. ein Geschlechterbund, ein Blutsverband.

Ein Volk als Blutsverband hängt aber ohne Ahnenverbundenheit völlig in der Luft, ist jeder Mode, jedem geschichtlichen Zufall, jeder fremden äußeren Macht nicht nur in weltlichen, sondern erst recht in weltanschaulichen Dingen völlig preisgegeben. *Wehe dem Volke, das ohne Ahnenverbundenheit und ohne Ahnenverehrung dahinlebt!* Es lebt dahin wie eine Viehherde. Es hat kein Bewußtsein von sich selbst, weder von seinem Herkommen, noch von seinem gegenwärtigen Wesen, erst recht nicht von seiner Zukunft. Es ist ein Spielball von Mächten, die ihres Wesens, ihrer Aufgaben und Ziele bewußter sind. Geistig gesehen, ist solch ein ahnenloses Volk nichts als eine auszubeutende *Provinz eines fremdvölkischen Reiches*, kein freies, eigenes Volk und Reich.

Heil aber dem Volke, das seine Ahnen kennt, das seine Ahnen verehrt! Heil dem Volke, das seine ältesten und edelsten Geschlechter aus dem Zeitlosen und Göttlichen herleitet! *Am Anfang seiner Geschichte steht die gottverbundene gläubige Sage.* Aus dem urewigen gottentsprungenen Blutsstrome wachsen all die ungezählten Geschlechter, wachsen die Stämme, wächst das Volk, verbunden durch Glaube, Sprache, Recht, Art und Gesittung. Es wächst aus der Tiefe der Geschichte hervor wie ein Baum aus unergründlichen und unzähligen Wurzeln zu einem gewaltigen Ganzen mit unzerstörbarer Eigenwüchsigkeit, mit eigenrechtlicher Macht, als arteigenes, gottgewolltes Wesen. Heil solchem Volke, das aus seinen eigenen Wurzeln wächst, das seine Geschichte nach seinem Wesen gestaltet, *das den harten und schweren Weg in die Zukunft antritt gläubig, furchtlos und treu dem Gesetze der Väter!*

Solch ein Volk ist nimmermehr der Spielball fremder Völker und Mächte. Solch ein Volk ist keiner anderen irgendwie gearteten Macht und keines anderen Reiches Provinz. *Solch ein Volk hat uneingeschränkte Hoheitsrechte über seine Weltanschauung wie über sein Blut, über seine Kultur wie über sein Land und Reich.* Solch ein Volk meldet im Kreise der Völker der Welt seine Selbstverwaltung und seine eigene Wertung an, solch ein Volk läßt ebensowenig zu, daß fremde Mächte sich Grenzverletzungen zuschulden kommen lassen, daß sie sein Gebiet teilweise oder ganz besetzen, so wenig als es zuläßt, daß sie *Widerstandsnester im eigenen Lande* unterhalten oder daß sie *aus eigenen Volksgenossen im eigenen Lande* Fremdenlegionen für ihre eigensüchtigen und volkszerstörenden Absichten unterhalten. Diese Behauptung gilt im politischen und militärischen nicht anders wie im weltanschaulichen Leben eines Volkes.

Heil einem Volke, das sich seiner Herkunft, seiner Art und seines Wesens in der Gegenwart bewußt ist! Es ist auch seiner Zukunft bewußt und *tappt nicht blind in die Jahrhunderte* hinein, am Gängelband fremder Beauftragter geführt und verführt. *Ein solches Volk schreitet unter seinem erkorenen Führer in die Zukunft mit unabänderlicher Sicherheit und Gewißheit. Ihm gehört nicht allein die Zukunft, ein solches Volk ist ewig.*

Wenden wir nun unseren Blick zurück in die letzten tausend Jahre unserer Geschichte. Da sehen wir, daß *alle diese Forderungen eines souveränen Volkes nicht erfüllt sind.* Nicht nur tummelten sich aller Herren Kriegsvölker auf un-

serer heiligen Vatererde; verwüstend, raubend und zerstörend wurden Stücke des Landes und Glieder des Volkes von uns weggerissen. Ja, der römische Männerbund mit dem pfingstlichen Weltherrschaftsauftrag begnügte sich nicht nur mit der geistigen Herrschaft in Deutschland durch einen neuen Glauben und einen riesigen Glaubensverwaltungsapparat, sondern er wollte in Deutschland auch die tatsächliche Macht haben.

Daraus entstand der endlose Streit zwischen dem deutschen Kaiser und dem römischen Papst, in dem das deutsche Land oft genug schlimmer verheert wurde als heute Spanien. Wir Nationalsozialisten wissen das.

Wir schicken uns darum an, Grenzfesten und Landwachten zu bauen, wie Rom es in seinem Vatikan und der Engelsburg und wie es Moskau im Kreml getan haben. Zu einer solchen Trutzburg in deutschen Landen wider alle Feinde legen wir heute den Grundstein. Wenn es auch eine Burg ohne Mauern und Zinnen ist, so ist es doch eine Burg, deren Schutzwände gefügt sind aus unserem Willen und aus unserem Glauben, aus unserer Liebe zum Volke und aus der Treue zum Blute. Und sie ist darum, wenn auch unsichtbar, nicht weniger fest als eine Steinburg. Und hier fürchten wir keinen Feind!

Das ist ja das erstemal in der deutschen Geschichte, daß wir gegen den weltanschaulichen Gegner keine Steinburgen mehr bauen wie einst, daß wir nicht mit Heeren gegen ihn ziehen wie einst die Salinger und Staufer über die Alpen, sondern *daß wir Weltanschauung mit Weltanschauung, Geist mit Geist bekämpfen, denn immer wird der unterliegen, der mit Waffengewalt einer geistigen Macht trotzt.* Diesen Fehler machten die deutschen Kaiser, denn weltanschaulich waren sie samt ihrem Volke Gefangene der Lehre von Rom. Sie marschierten zwar, aber sie marschierten im Kreise.

Man gestattete unserem Volke kein Eigenleben und keine Unabhängigkeit von Rom. Vielmehr hat man uns unserer eigenen völkischen Wurzeln beraubt und hat uns Wesen, Lehre und die Ahnen eines fremden Volkes unterschoben: *Man hat das deutsche Eichenreis auf eine Libanonzeder umgepfropft, man hat uns statt der Stammväter der Deutschen die jüdischen Erzväter Abraham, Isaak und Jakob untergeschoben.* So hat man versucht, uns tausend Jahre lang umzupfropfen, umzugießen, umzubiegen. *Heute stellen wir fest, daß es trotz der angewandten Methoden nicht gelungen ist. Das Blut war stärker als die Gewalt, die Treue stärker als die List, das Eigene stärker als das Fremde.*

Es sei mir erspart, die Leiden und Nöte zu schildern, die unser deutsches Volk seit tausend Jahren, da es mit Feuer und Schwert seiner althergebrachten Freiheit in jeglichem Sinne beraubt und als Provinz diesem angeblich unsichtbaren und doch so weltlich wirklichen Reiche einverleibt wurde. Man brachte uns einen neuen Glauben, ein neues Recht, eine neue Gesittung, eine fremde Sprache. Man lehrte uns das gottgegebene Leben verachten, lehrte uns Leib und Blut zu verdammen. Man entehrte die Ahnen. *Man bekämpfte nichts so wütend und entschlossen wie die Ahnenverehrung*, die ja der Kitt ist, welcher eine Blutsgemeinschaft zusammenhält. Man schalt alles Herkömmliche als heidnisch und damit verdammungswürdig und teuflisch. Man nannte die Vorfahren Barbaren und Wilde. Jeder, in dem das alte Blut wachblieb, in dem der Trotz und die Treue sich bäumten, in dem der alte Glauben und die alte Liebe erhalten blieben, kurz jedweder Gegner dieser neuen Macht wanderte auf den Scheiterhaufen, man schlug ihm den Kopf ab oder brachte ihn sonstwie um Habe und Leben. *Mit geradezu infernalischer Konsequenz, wie wir sie nur noch in der bolschewistischen Tscheka finden, hat man alle Gegner ausgerottet.*

Wie gründlich das gelungen ist, erkennen wir aus der einzigen Tatsache schon, daß wir erst heute, im Jahre 1936, im vierten Jahre, da Adolf Hitler des Volkes Führer ist, imstande sind, diese Pflegestätte für Germanenkunde zu gründen. *Während der Vatikan mit seinen unermeßlichen Schätzen seit über tausend Jahren steht, während jetzt im Kreml eine andere Zwingburg entsteht, fügen wir erst heute zu unserer Pflegestätte die ersten Steine!* Dabei ist nicht nur bezeichnend für die weltanschauliche Entwicklung in Deutschland, daß wir dies heute *erst tun können*, sondern daß wir dies heute noch tun *müssen*. Denn man müßte doch meinen, daß ein Volk mit einer vieltausendjährigen Geschichte, wie unser deutsches Volk, seit Urzeiten solche Pflegestätten hätte. *Nein, nicht eine einzige hatte es!* Kirchen, Klöster, Universitäten und Schulen waren Pflegestätten einer geistigen Macht, die nicht den Geist der Ahnen atmet. *Diesen Pflegestätten galt als Maßstab allen Wissens und Forschens, was der Macht des fremden Reiches dienlich war.* Ob das eigene deutsche Volk dabei geistig hungerte und darbte, das spielte keine Rolle. So viele auch aufstanden im eigenvölkischen Auftrag: Sie kamen samt ihrer Schrift auf den Scheiterhaufen oder mindestens auf den Index. Erst heute meldet sich im neuen deutschen Volke *eine Macht an, die am eigenen Volke alle Werte mißt. Wir Nationalsozialisten kennen und anerkennen keinen anderen Maßstab.*

Aus diesem Wollen erwächst uns eine doppelte Aufgabe:

1. Das, was uns eine fremde Macht und fremde Weltanschauung an völkischen Eigenwerten zerstört hat, mit gläubiger Liebe und Hingabe wieder aufzubauen und zu neuem Leben zu erwecken.
2. Was wir so aus den Trümmern, die uns hinterlassen sind, neu aufgebaut haben, unter keinen Umständen von dem neuen Feinde, dem Bolschewismus, uns wieder zerstören zu lassen.

Mit jedem Mittel werden wir uns dagegen wehren, daß wir nicht als Volk zermahlen werden, denn *wir wissen, daß Moskau so wenig als Rom das Eigenrecht eines gottgewollten Volkes anzuerkennen bereit ist.* Und wir wappnen uns gegen die Angriffe, die uns aus Moskau drohen, nicht nur in bezug auf die abendländische Kultur schlechthin, sondern auf die neue nationalsozialistische Gesittung ganz besonders. Nach beiden Seiten wollen wir auf der Hut sein und uns rüsten für die kommende Auseinandersetzung.

So *lege ich* denn mit wohlbedachtem Sinne und zuversichtlichem Mute hier an einem altheiligen deutschen Orte zu Detmold, dem alten Dietmall, inmitten des ruhmreichen Teutoburger Landes, im Auftrage des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, *den geistigen Grundstein* zur Pflegestätte für Germanenkunde. *Ich weihe sie* dem deutschen Volke. *Ich empfehle sie* dem Schutze aller unserer Ahnen. Möge aus ihr dem deutschen Volke eine reiche Kraftquelle fließen zur Behauptung unseres Volkes, allen Feinden, den alten und den neuen, zum Trotz.

Die Aufgaben der Pflegstätte für Germanenkunde

Von Professor Wilhelm Teudt

Ansprache bei der Eröffnung am 5. Oktober 1936 im Landestheater zu Detmold

Der Stadt Detmold spreche ich für die mir erwiesene hohe Ehre meinen tiefgefühlten Dank aus. Dem Ehrentitel zu entsprechen wird mein Bemühen sein. Die Ehrung gründet sich auf die Bedeutung des hier entstehenden Werks für Stadt, Land und Volk. Ich kann

nicht umhin, die Ehrung und meinen Dank auch auf die Helfer und Mitarbeiter zu beziehen, ohne die ich hier nicht stehen würde. Aus ihrer großen Zahl nenne ich Geheimrat Lockemann, dem ich den Mut verdanke, an die Öffentlichkeit zu treten. Durch meine Vorträge in seiner Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften wurde das Schweigen gebrochen, welches in Presse und Wissenschaft über meine Arbeitsergebnisse verhängt zu werden drohte. Ferner Oberstleutnant Platz, der die Jahre hindurch mit verständnisvollem, unermüdlichem Schaffen die Aufgabe der Vereinigung germanischer Vorgeschichte in Verbindung mit Frau v. Bescherer und der durch Studienrat Suffert geleiteten Zeitschrift erfüllte. Heute wird die seit drei Jahren mit Ministerialrat Benze, Staatsminister Riecke, Oberschulrat Wollenhaupt vorbereitete, im Aufbau auch von Prof. Reinerth gutgeheißene und von Frau Geheimrat Merck und vielen anderen Freunden unterstützte Pflegstättengründung durch den Reichsführer SS. Himmler in Gemeinschaft mit der Landesregierung und Stadt zum guten Ende gebracht. Ich bedaure, mir versagen zu müssen, ausreichend und gebührend alle verdienstvolle Hilfe hier zu erwähnen.

Wir alle sind eins in dem Willen, mit dieser Pflegestätte für Germanenkunde ein Stück des Programms unseres Führers auszuführen, welches er in folgende Worte gefaßt hat: „Wir wollen die große Tradition unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quelle einer wirklichen inneren Stärke."

In unserem Institutsplan heißt es: Der Zweck der Anstalt ist germanenkundliche Forschungs- und Lehrtätigkeit mit dem Ziel der Aufdeckung des verschleierten Geistes- und Kulturlebens unserer germanischen Vorfahren.

Die Arbeit tritt ergänzend, anregend und auswertend neben die bisherigen mit Germanenkunde sich befassenden Einrichtungen und Bestrebungen.

Sie geschieht im Sinne streng wissenschaftlichen Wahrheitsdienstes, freimütiger Weiterentwicklung durch Gebrauch der jeder Geschichtsschreibung zustehenden Erkenntnismittel mit völkischer Zielsetzung und Verantwortlichkeit.

Die Arbeit soll sich demnach in möglichst enger Fühlung mit der beamteten Wissenschaft, unter Anwendung ihrer bewährten Grundsätze und ihrer sorgfältigen Arbeitsweise, der die deutsche Wissenschaft ihren Hochstand vor den Völkern verdankt, vollziehen.

Der Rechtstitel der Begründung einer freien, nicht auf den Weg und die üblichen Methoden der Vorgeschichtsforschung beschränkten Anstalt liegt bereits in dem Hinweis auf die zahlreichen freien Forschungs- und Lehrinstitute, deren sich nahezu jeder Zweig der Wissenschaft heute erfreuen kann. Warum sollte die germanische Vorgeschichte, deren Bedeutung für die Geistes- und Gesinnungsbildung unseres Volkes nicht hinter der Bedeutung der Geschichte und des Geschichtsunterrichtes zurücksteht, keiner Ergänzung, Anregung und Auswertung durch eine freie Anstalt bedürfen?

Hierzu ist noch der Gesichtspunkt der Reformbedürftigkeit zu beachten, in der sich, wie allseitig zugestanden wird, die Germanenkunde, wie sie uns überkommen ist, befindet.

In der dem Reichsführer SS. überreichten Darlegung ist für unsere Detmolder Arbeit eine in Blut und Boden begründete völkische Denkgrundlage und Weltanschauung als maßgeblich erklärt. Sie muß bestimmend sein für alle Reformarbeit unserer Tage, auch in Wissenschaft und Religion. Überall muß eine Reformation durchgeführt werden, die — unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung und der Erreichbarkeit ihrer Ziele jetzt oder erst durch die heranwachsende Jugend — zu fordern und zu fördern ist. Erfreulicherweise ist die Germanenkunde eine ausreichend klar begrenzte und abgerundete Wissenschaft, in die trennende Streitigkeiten nicht hereingezogen zu werden brauchen.

Reformbedürftig ist die germanische Vorgeschichte vor allem um deswillen, weil zur Entstehungszeit dieser jungen Wissenschaft, als ihre Wissensgrundlagen gelegt wurden,

ihre Methoden, Fragestellungen und Fachausdrücke entstanden, gewisse wichtige Fortschritte nicht nur der Spatenwissenschaft, sondern sämtlicher Zubehörwissenschaften, vor allem aber die Vererbungslehre noch fehlten. Diese aber muß einen grundstürzenden Einfluß auf die Voraussetzungen und Werturteile der Germanenkunde ausüben.

Neben der aus einleuchtenden Gründen zum Konservatismus und allzu langsamer Bedächtigkeit neigenden beamteten Wissenschaft braucht die Germanenkunde, wie es die Entwicklung unserer Detmolder Richtung gelehrt hat, auch beweglicher Aufklärungstruppen zu den Vorstößen in unbekanntes, ja vielfach absichtlich verschleiertes Land, auch wenn nicht jeder Vorstoß sofort zum Ziele führt.

Die Schulwissenschaft wird durch das Anwachsen des Stoffes immer weiter ins Spezialistentum gedrängt. Zuständigkeitsfragen und die souveräne Selbständigkeit des einzelnen Universitätsprofessors sind weder für Zusammenarbeit noch für Zusammenschau bei Lösung von Problemen, die verschiedenen Forschungsgebieten angehören, förderlich. Darum ist in unserem Pflegstättenplan vorgesehen, daß durch Beratung der Mitarbeiter an einem Tisch und durch Aufgabenteilung bei allen Einzelfragen die Erreichung der wissenschaftlichen Ziele aufs beste gefördert wird.

Die Rechtfertigung der Wahl Detmolds als Ort der Pflegstätte liegt darin, daß hier sowohl für Forschung als auch für Lehre die unmittelbare Fühlung mit zahlreichen und vielgestaltigen Stätten und Denkmälern der germanischen Vergangenheit vorliegt, wie sie ähnlich von keiner anderen Landschaft Deutschlands dargeboten wird.

Auf Grund der bisherigen Arbeit hat sich in unserem Archiv aus dem ganzen übrigen Deutschland ein großes Material von Schriften, Karten und Bildern wissenschaftlichen und wissenschaftlich anregenden Inhalts zusammengefunden, und weitgehend sind die Ansprüche an Lehrtätigkeit durch Vorträge, Führungen, Lehrgänge und Schriftstellung.

Nach einundeinhalbjährigen Erfahrungen sammelnder Vorbereitungszeit habe ich jetzt dank unserem Anschluß an das „Deutsche Ahnenerbe" die Freude und die Ehre mit dieser Eröffnungsfeier die Einführung des Parteigenossen Studiendirektors Dr. Paul Gerhard Beyer, bisher Leiter der höheren Schule in Bad Oeynhausen, als ersten hauptamtlichen, wissenschaftlichen Mitarbeiters und Abteilungsleiters zu verbinden.

Nachdem Dr. Beyer sich bereits germanistisch und als Dolmetsch alten germanenkundlichen Schrifttums von Anbeginn an als weltanschaulicher Kämpfer für unsere Richtung verdient gemacht hat, erhoffen wir von seiner Mitarbeit an unserer Anstalt ein segensreiches Wirken für unser Volk. Dieses gilt auch von der kulturellen Betreuung des nationalen Denkmals der Externsteine, deren Übertragung an die Pflegstätte der Kurator der Externstein-Stiftung in Aussicht gestellt hat. Auch Dr. Erich Stuckel darf ich begrüßen, der uns durch das Entgegenkommen der Zentralschulungsstelle der „Deutschen Arbeitsfront" zur Mitarbeit an der Auskunfterteilung in geschichtlichen und spatenwissenschaftlichen Fragen für mehrere Monate zur Verfügung gestellt ist.

Zwei Worte sollen unserer Arbeit leuchten: Wahrheit und Vaterland! Letzteres im Sinne Grabbes, dessen Detmolder Wiedererweckungswoche wir soeben erlebt haben, wie es aus seiner Dichterseele klingt:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen.
Oh, Deutschland! Vaterland!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächtiger und edler, als wie deines!"

Was will das Deutsche Ahnenerbe?

1. Raum, Geist und Tat des nordischen Indo-Germanentums erforschen.

2. Die Forschungsergebnisse lebendig gestalten und dem deutschen Volke vermitteln.

3. Jeden Volksgenossen aufrufen, hierbei mitzuwirken.

Mehr als einmal sind über das Deutsche Volk im Laufe seiner Geschichte verheerende Gewitter hingegangen, die Volk und Land in den Wurzeln ihres Wachstums getroffen und für lange Zeiten ihren Wuchs behindert haben. Mancherlei waren die Verheerungen, die damit an der Deutschen Volkheit angerichtet wurden: Einmal hat man dem Deutschen Volke das genommen, was es als Erbteil langer Reihen von Ahnen der Welt als seine Weltanschauung abgewonnen und was es als Sinnbilder seiner Lebensauffassung geprägt hatte. Zum anderen Mal hat man ihm das Wissen um diese Welt und damit das Wissen von seinen eigenen Ursprüngen genommen, bis es, blind geworden für seine eigene Art, die besten Eigenwerte seiner Seele aus fremden Wurzeln ableitete oder aber, in unbewußtem, innerem Zwiespalt befangen, im Kampf zwischen Eigenwert und fremden Werten den inneren Halt überhaupt verlor. Das zweite hat sich aus dem ersten ergeben; ein von seinen Wurzeln abgeschnittener Baum muß ja mit Notwendigkeit verdorren und verfaulen oder zum Nährboden für wild wuchernde Parasiten werden, die ein fremder Wind aus Süden, Westen und Osten herbeigeweht hat.

Lange Zeit haben unsere Väter und wir in jenem träumenden Halbschlaf gelegen, in den hin und wieder Wahnglaube und Fanatismus wie ein schrecklicher Alp hineinspielte — Träume, die nur aus innerlich zerrissener Seele aufsteigen können, deren tiefste Sehnsucht unerfüllt geblieben ist. Und während sich das Sinnen der deutschen Seele in entlegene Bereiche oder in fremdgeistige Gebilde flüchtete, ging der Wechsel der Zeitalter über ihre deutsche Welt hinweg: Eine kalte und tote Wissenschaft scheuchte ihre tiefsten Äußerungen in den Bereich des Aberglaubens oder ließ sie in Schema und Dogma erstarren, während eine rasende materielle Entwicklung ihren Mutterboden zerstampfte und zerstörte. Das Deutsche Volk, einst eine herrliche Einheit in Blut und Geist, wurde in Klassen und Schichten gespalten, sein gemeinsamer Bildungsinhalt wurde durch eine tote Gelehrsamkeit zerstört; Brotneid und Bildungsneid traten an die Stelle jenes Gemeinschaftsgefühls, das einst germanische Völker zu weltgeschichtlichen politischen und geistigen Leistungen befähigt hatte.

Für die Verteidigung der letzten Reste dieser unserer artgemäßen seelischen Überlieferung sind freie Bauern im Kampf mit fremden Gewalten gefallen, sind selbständige Geister als Zauberer und Ketzer getötet worden; um die Wiedergewinnung jener verlorenen geistigen Heiligtümer haben sich, noch bevor sie ganz verschüttet waren, die edelsten Geister des deutschen Volkes bemüht. Sie haben, selbst aus bäuerlichem deutschen Blute kommend, zunächst die Waffen geschmiedet, mit denen sie innerhalb einer kalt und seelenlos gewordenen Wissenschaft dem Deutschen Gedanken eine Stellung wiedererobert haben — eine bescheidene Stellung zwar, aber immerhin eine Kampfstellung, von der aus eine Wiedergewinnung verlorenen Bodens möglich war. Aber nichts war damit gewonnen, wenn das alte ideelle Volksgut in den Mühlen der Gelehrsamkeit zu totem Staub zermahlen wurde, anstatt als frische, grüne Saat auf dem lebendigen Boden des Volkstums von neuem zu keimen und aus uraltem Heimatboden immer neue Früchte zu bringen.

Denn eines müssen wir heute als bittere Notwendigkeit erkennen: Was einst unbe-

wußt aus seelischen Tiefen gewachsen ist, das ist bedroht und in seinen letzten Äußerungen verloren, wenn es nicht mit den Waffen des bewußten Geistes geschützt, mit nüchternem Auge erkannt, aber mit heißem Herzen gehegt und zu neuem Keimen gebracht wird. Gewaltig ist das Rüstzeug, das uns die Wissenschaften der Germanenkunde für diesen Kampf geliefert haben. Sie haben das Wurzelwerk dessen offengelegt, woraus unsere Volkheit zu einem mächtigen Baum erwachsen ist. Sie haben gezeigt, was einst war und was sein und werden muß, wenn wir die lebendige Verbindung zu den Ursprüngen unseres leiblichen und geistigen Seins wiedergewinnen wollen.

Aber hiermit allein ist es nicht getan. Es gilt jetzt, unser inneres völkisches Leben wieder mit dem in Verbindung zu bringen, was uns einst durch Katastrophen innerer und äußerer Art genommen und verschüttet worden ist. Dabei mag die Führung der unbestechlichen und klarsichtigen Wissenschaft zufallen, aber ihre Arbeit muß ihren Widerhall finden im gesamten Volke, und alle Deutschen müssen an ihren Ergebnissen teilnehmen. Nicht als Kritiker und Besserwisser, sondern als ein Abbild jener untrennbaren Einheit von Volk und Führertum, die uns die große politische Erneuerung geschenkt hat. Gewaltig ist die Fülle der Schätze, die uns das Forschen nach den Zeugnissen von dem Leben unserer Ahnen erschlossen hat; sie bestehen nicht nur in Scherben und Töpfen, in Gold und Waffen, sie leben in dem, was die Ahnenseele als Zeugnis ihrer göttlichen Sendung erschaffen hat, in Sage, Märchen und Lied und am meisten in dem lebendigen Blute jener, das auch in unseren Adern fließt. Diesen erbmäßigen Eigenwert der Deutschen Seele zu schützen, zu erhalten und vor Verkümmerung und Verfälschung zu bewahren, das hat sich das „Deutsche Ahnenerbe" als hohe Aufgabe gestellt. Es will alle jene Werte und ihre Zeugnisse sammeln und vereinigen und sie zu einem mächtigen Strom zusammenfließen lassen, der als ewige Quelle unseres inneren Lebens für die kommenden Jahrtausende fließen soll.

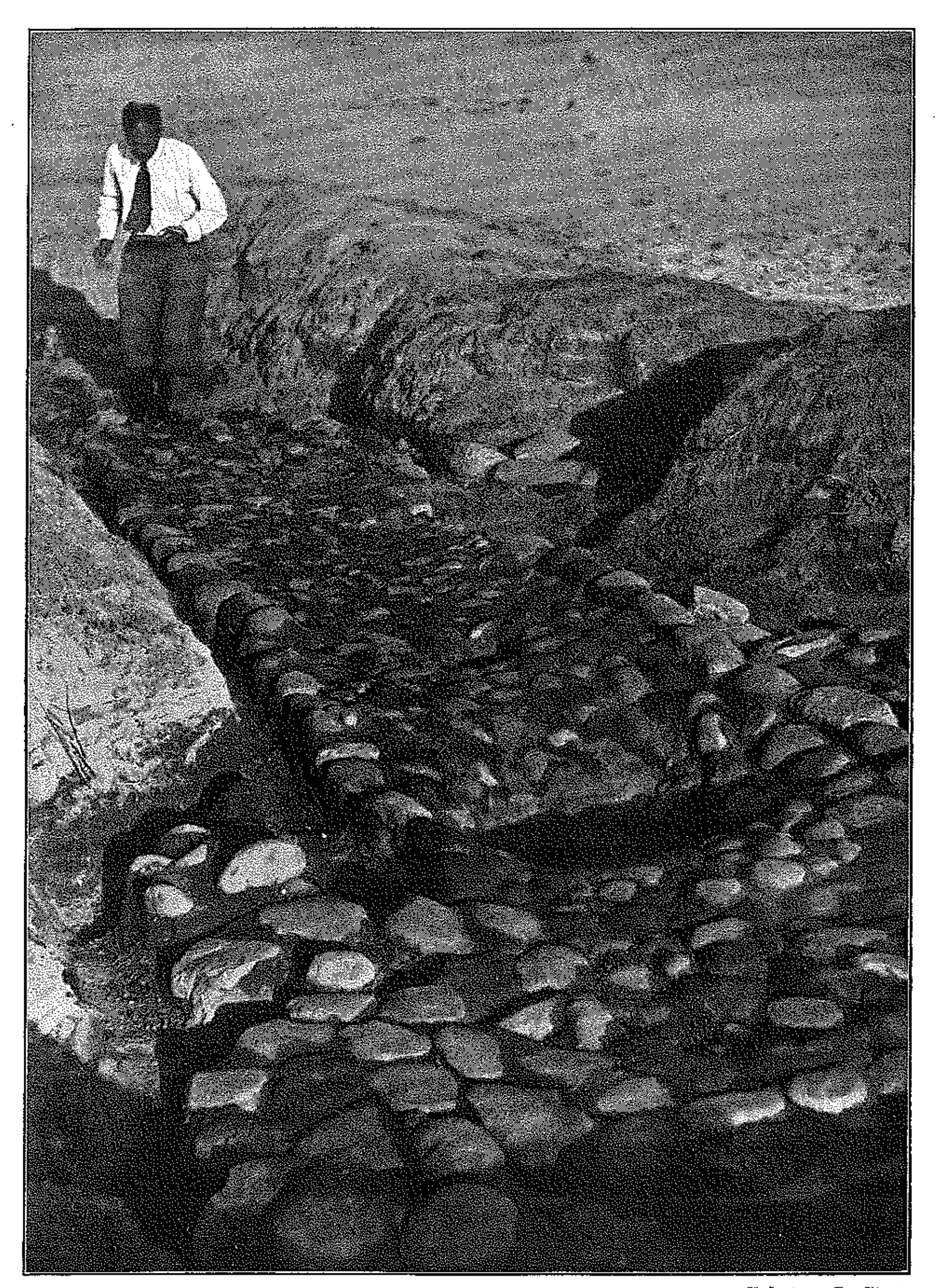
Der stellvertretende Vorsitzende des Kuratoriums,
(gez.) Dr. Reischle, SS-Brigadeführer.

Wer hat Teil am Deutschen Ahnenerbe?

Das Werk, zu dem wir uns zusammengefunden haben, soll nicht Sache einer kleinen Zunft von Wissenschaftlern bleiben, sondern Sache aller Deutschen, die sich ihrer Herkunft und ihrer Sendung bewußt sind. An dem, was hier geschaffen wird, sollen alle Anteil haben, die mit uns zu gehen bereit sind, sie sollen aber auch dabei mitwirken. Wenn eine Anzahl von Sachkennern dabei die Führung hat, so sollen doch die mit uns Gehenden wissen, wohin sie geführt werden. Wir marschieren auf dem Wege der deutschen Wissenschaft, deren ruhmvolle Überlieferungen wir aus vollem Herzen bejahen; dieser Weg aber soll uns zu unserem inneren Deutschtum führen, damit auch die Wissenschaft mit Recht eine deutsche Wissenschaft genannt werden kann.

Wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse können nur in einem geschlossenen Kreise von Fachleuten gewonnen werden. Aber ebenso wichtig, wie die Sicherung der Ergebnisse ist ihre Nutzbarmachung für das deutsche Leben, aus dem wir kommen und für das wir wirken wollen. Wenn wir die Zeugnisse vom Leben und Wollen unserer Ahnen zerlegen und zergliedern, um ihr Wesen zu erkennen, so müssen wir sie auch wieder zusammenfügen und zu neuem Leben erwecken können, damit sie wirklich vom Leben zeugen und zu neuem Leben werden.

Dem sollen unsere Arbeitseinrichtungen dienen, die in ständigem Flusse die Ergebnisse unserer Arbeit hinaustragen und eine lebendige Brücke schlagen von der Forschung zum Leben. Auf dieser Brücke sollen nicht nur Gedanken und Forschungsergebnisse von



Aufnahme: Dr. Struve

Ein außerordentlich bedeutsamer Fund wurde auf dem Roten Kliff 4 km nördlich von Westerland gemacht. Nachdem Schüler eines Schulheims beim Spiel einzelne Scherben und Steinwerkzeuge gefunden hatten, wurde man aufmerksam und entdeckte eine eigenartige Steinsetzung von über 10 m Länge, die unter Flugsand verdeckt gelegen hatte und durch das Wandern der Düne freigelegt wurde. Die wissenschaftliche Forschung, die sich der Angelegenheit sofort angenommen hat, konnte eine genaue Deutung dieser Steinsetzung bisher nicht geben. Man vermutet eine große altgermanische Kultstätte: denn die Steinsetzung hat die Form einer Menschrune mit Kopf, Armen und Körper. In der Mitte fand man zwei ungewöhnlich große Urnen. Es ist anzunehmen, daß die weitere Erforschung dieses Fundes uns wichtige Erkenntnisse über altgermanische Kultgebräuche liefern wird

uns hinausgehen in den Kreis der Mitkämpfer; es sollen auch Gedanken und lebendige Anregungen zurückströmen in unsere Arbeitszimmer, damit ein lebendiger Blutkreislauf auch unsere Kräfte wach und frisch erhält. Wir wollen ja keine dogmenhütenden Priester eines unzugänglichen Tempels sein, sondern mit allen Deutschen zusammen Hüter des heiligen Erbes, das uns allen in Blut und Geist überkommen ist und das unser gemeinsamer Besitz sein muß, wenn es nicht untergehen soll.

So soll ausnahmslos jeder deutsche Volksgenosse ständig engen Anteil nehmen an unserer Arbeit, die wir auf Forschungsfahrten, durch Lichtbildervorträge und Ausstellungen leisten; vor allem aber durch ständige Pflege der Gemeinschaft unter der Idee, in der wir uns zusammengefunden haben. Unsere Sammlungen und Ausstellungen — deren Besuch für unsere Mitglieder kostenlos ist — dienen dazu, das Erarbeitete so sichtbar zu machen, daß man schon daran sieht, daß unsere Arbeit vom Lebendigen ausgeht und im Leben wurzelt. Es kommt nicht darauf an, daß sich soundso viele als Mitglieder einschreiben und ihre Beiträge bezahlen, um dann nichts mehr von uns zu hören oder nichts mehr von sich hören zu lassen. Wenn wir von unserer Idee erfüllt sind, so muß diese uns stets und ständig erfüllen; und jeder, der eine Frage auf dem Herzen hat, soll sich jederzeit an das Deutsche Ahnenerbe oder seine Gliederungen wenden können, das die Idee und ihre Anhänger betreut.

Und dann noch etwas ganz Wichtiges: Unsere Idee ist nicht nur für Männer da, und wir sind nicht der Meinung jener, die sagen, in der Gemeinschaft habe die Frau zu schweigen. Wer unseren Gedanken erfaßt hat, der weiß, daß gerade die deutsche Frau berufen ist, seine Trägerin und Regerin zu sein, und daß auch das junge Geschlecht, das allmählich in die wiedererweckte deutsche Überlieferung hineinwächst, vollen Anteil daran nehmen soll. Denn die starken Wurzeln unserer Kraft haben immer in der Familie gelegen; hier haben sich unsere tiefsten und sinnvollsten Feiern und Bräuche zähe gegen jeden Fremdgeist behauptet; in ihr haben wir ja auch das sicherste Unterpfand einer Zukunft, die wieder aus den echten und alten Wurzeln wachsen soll. So sollen auch Frau und Kinder vollwertige Einzelmitglieder unserer Gemeinschaft sein; natürlich mit einer Beitragsverpflichtung, die der Gesamtwirtschaftskraft der Familie angemessen ist.

Was wir hier als Beitrag bezeichnen, das ist nicht zu verwechseln mit den Beiträgen, die von irgendwelchen wissenschaftlichen Kegelklubs zur Förderung des Vereinslebens erhoben werden. Wir finden uns als Kämpfer zusammen, und als solche entrichten wir ein Opfer an unseren Kampfschatz, der allem anderen dienen soll als einer selbstzufriedenen Gemütlichkeit. Eine große Idee will Kämpfer, fanatische Kämpfer, und als solche schließen wir uns zusammen. Wer sich dazu nicht berufen fühlt, der möge lieber gleich draußen bleiben. So sind auch die Beiträge, die wir erheben, Mindestbeiträge, mit denen jede geordnete Organisation rechnen muß. Sie sind keine Abschlagszahlung, mit der man eine Verpflichtung endgültig los wird; sie sind nur das Mindestmaß dessen, was jeder an Opfer zu bringen hat, und zwar jeder nach seiner Kraft. Was für den Werkmann ein wirkliches Opfer ist, das ist für manchen anderen eine Kleinigkeit, und es wird auch von diesen erwartet, daß sie sich selbst zu einem wirklichen Opfer veranlagen. Der Mindestbeitrag beträgt bei kostenfreier Lieferung und Zustellung der Zeitschrift „Germanien" monatlich 1,— RM. Wer schon anderswo in einer Kampforganisation ist, wie in der SS, der SA, der HJ, der NSKOV, dem NSKK, RLB, der NS-Frauenschaft oder der DAF, dem wird auf Antrag ein geringeres Mindestopfer zugemutet, schon deshalb, weil in diesen Kampfbünden ja durchweg nicht die Wohlhabendsten sind. Bei ebenfalls kostenfreier Lieferung der Zeitschrift „Germanien" beträgt dann der Beitrag monatlich nur 60 Pfennig.

Wem das alles noch als zu große Zumutung erscheint, der möge bedenken, worum es geht, und was für Opfer andere für diese Idee gebracht haben. Es geht um nichts geringeres als um die Wiedererkämpfung unseres alt-heiligen Gotteserbes; um das Erbteil, das uns vom Schöpfer in die Wiege gelegt ist, damit wir es in Treue wahren, hegen

und entfalten. Und wenn er liest, welche Opfer die freien Sachsen und Friesen, die Stedinger, die Dithmarscher und die oberdeutschen Bauernkrieger für dies heilige Erbe gebracht haben, so wird er um so freudiger zu einem kleinen Opfer bereit sein. Denn wir wissen, daß das größte Opfer von uns nichts ist gegen die furchtbaren Opfer, die ein dritter Dreißigjähriger Krieg gegen die deutsche Seele erheischen würde — Opfer, unter denen der wiederergrünte Baum unseres ewigen Volkstums zusammenbrechen müßte.

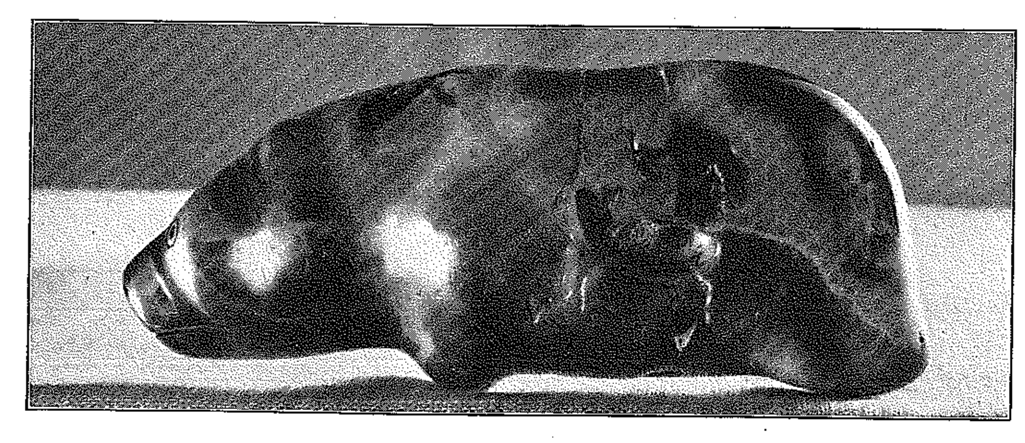
Der Generalsekretär,
(gez.) Wolfram Sievers, SS-Untersturmführer.

Vorgeschichtliches in den Werken Wilhelm Raabes

Von Hans Friese

Wilhelm Raabe ist einer unserer größten historischen Dichter. Wer liest heute noch Georg Ebers? Sogar Scheffels Ekkehard, Freytags Ahnen und die besten Romane von Willibald Alexis fangen langsam an zu veralten. Raabes historische Romane und Novellen sind „herrlich wie am ersten Tag". Unter souveräner Benutzung von Stilmitteln eigener Prägung weiß dieser „Meister-Autor" norddeutschen Blutes die alte Zeit zu beschwören. Den Wettstreit mit dem Geschichtsforscher vermeidet er und unterläßt es, uns auf die Höhepunkte des Geschehens zu führen. Vielmehr stellt er als echter Dichter dar, wie sich historische Ereignisse in den Seelen einzelner Menschen spiegeln. Mit diesen zusammen erleben wir, gewissermaßen vom Rande des Geschehens her, die Schlacht bei Fehrbellin, die Befreiungskriege, die Schillerfeier des Jahres 1859, den Krieg 1870/71. Raabe, den enger persönlicher Umgang mit Geschichtskennern und -freunden verband, war selbst ein vortrefflicher Geschichtskenner. Er, der uns so gern zu Beginn seiner Erzählungen eine Urkunde vorlegt, empfand die Freude des echten Forschers am Entdecken, am Ausgraben. Aber auch für jene fernen Zeiten, über die uns keine Urkunde Auskunft erteilt, hat er Interesse gehabt. Dies bezeugen drei seiner Werke, in welchen von Bodenfunden und vorgeschichtlicher Forschung die Rede ist. Das erste von ihnen, die heitere Groteske „Keltische Knochen", verfaßte er als Zweiunddreißigjähriger; die beiden sehr ernsten Erzählungen „Das Odfeld" und „Stopfkuchen" hat er als ausgehender Fünfziger geschaffen. Wenn ich das Augenmerk der Leser dieser Zeitschrift auf jene Werke Raabes lenke, so geschieht es von der Frage her: Was bedeutet in ihnen, in der Handlung sowohl wie in der Gestaltung der Menschen, die Vorgeschichte?

In einer Maiwoche des Jahres 1864 hat Raabe die Novelle „Keltische Knochen" niedergeschrieben. Es ist ein Reiseerlebnis, das im Sommer 1859 spielt. An einem regnerischen Tage läßt sich ein merkwürdiges Dreiblatt auf dem „Einbaum" über den Hallstätter See nach Hallstatt hinüberrudern, um dort völlig festzuregnen: der Berichterstatter selbst, der nach eigenem Geständnis die Beobachtung der Menschen dem Genusse der schönen Natur vorzieht; der Dichter Krautworst aus Hannover, der sich lieber bei seinem Pseudonym „Roderich von der Leine" nennen hört; schließlich Zuckriegel, Prosektor an einer kleinen norddeutschen Universität. Im Gasthof stößt noch ein vierter Mann zu ihnen: der Professor der Altertumskunde Steinbüchse aus Berlin. Er und Zuckriegel geraten sofort in einen lebhaften Streit darüber, ob die Knochen auf dem Hallstätter Gräberfelde, das sie sich übrigens beide erst ansehen wollen, keltischen oder germanischen Ursprungs seien. Aber sowenig sich die beiden verstehen: einig sind sie in der Absicht, bei der morgigen Besichtigung ein paar Gegenstände „an sich zu nehmen". Diese Absicht setzen sie am nächsten Vormittag, dem hartnäckigen Regenwetter zum Trotz, in die Tat um. Kaum hat die junge Gebirgsmaid den sargähnlichen Kasten, der über einem toten Krieger angebracht ist, zurückgeschlagen, als sich die Räuber auf das Skelett stürzen. Allein das Schick-



Ein Bär aus Bernstein (Länge 10 cm). Aus einem Torfmoor bei Stolp. 3. Jahrtausend vor Zw.
(Pommersches Landesmuseum Stettin. Aufn. Dr. H. Bauer, München)

sal will es, daß jeder gerade das zu packen bekommt, was den anderen interessiert: Steinbüchse ergreift Schädel, Armknochen und Rippenstück, während Zuckriegel Bronzeschwert und Brustspangen an sich reißt. Das Mädchen ruft nach Hilfe, man setzt den beiden Dieben nach. Auf der Flucht wirft der Berliner aus Angst die Knochen hinter sich, worauf der andere aus Rachgier die Waffen wegschleudert. Auch Perücke und Brille müssen die beiden zurücklassen und können froh sein, mit heiler Haut der Haft zu entkommen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob der vorgeschichtliche Bodenfund lediglich einer komischen Wirkung dienen sollte und als ob es dem Dichter hauptsächlich darauf ankäme, die Zanksucht und Raublust der beiden Gelehrten zu geißeln. Aber Raabe will uns viel mehr sagen. In dem weichlichen Dichterling Krautworst und dem abgeschmackten gelehrten Räuberpaar will er seine Zeit, das neunzehnte Jahrhundert, brandmarken. Man beachte, vor welchem Hintergrunde er diese Posse spielen läßt. Durch den Schleier des Regens hindurch tun wir immer wieder Blicke in eine ergreifend großartige Natur, der alle menschliche Torheit nichts anhaben kann. Und dann: diese „keltischen Knochen", welche schon durch den Titel der Novelle als Hauptmotiv angedeutet sind! Geben wir Raabe das Wort: „Diese armen toten Krieger, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen! Es ist nicht angenehm, sich nach so vielen Jahrhunderten ruhigen, ungestörten Schlafes von einem so verzerrten, verkümmerten, närrischen Geschlecht wecken und angaffen lassen zu müssen. Wie wäre es, wenn plötzlich solch ein tausendjähriges zerfallenes Gebein sich rasselnd zusammenraffte, aufrichtete, den Schlaf aus den hohlen Augenhöhlen riebe und ärgerlich nach dem Bronzeschwert griffe, um unter die Hämorrhoidarier, die Krinolinen, Professoren und gähnenden Reisebummler zu fahren? Das würde ein lustiges Laufen und Springen bergab werden; was würde das neunzehnte Jahrhundert alles verlieren auf dem Schlangenwege nach Hallstatt hinunter! Was würde der alte Kelte oder Germane alles aufraffen können an Brillen, falschen Locken, Schnupftabaksdosen, Sonnen- und Regenschirmen, Gummischuhen, Plaids, Lorgnetten!" Der Dichter will also sagen: diese Gebeine, die Reste einer längst verblichenen starken, unverkünstelten und edlen Menschenrasse sollten uns Ehrfurcht gebieten. Statt dessen stoßen sie auf gleichgültiges Staunen oder erregen lächerlichen Sammeleifer und brutales Raubgelüst. So werden dem großen Symboliker Raabe diese „Knochen" zum Sinnbild einer vergangenen Heldenzeit, zum Spiegel, den er einer durch Zivilisation entarteten Menschheit vorhält. Spricht hieraus nicht etwas vom Geiste echter Vorgeschichtsforschung, die zur ehrfürchtigen Erkenntnis des Wesens unserer Ahnen führen will?

Der „Stopfkuchen", in den Jahren 1888 bis 1890 entstanden, ist eins der merkwürdigsten Werke Raabes. Doppelt umrahmt von einer „See-" und einer „Mordgeschichte" spielt sich eine Charakterschilderung ab, die in der ganzen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ihresgleichen sucht. Stopfkuchen, der Besitzer des Bauernhofes zur „Roten Schanze", trägt alle äußeren Kennzeichen des verkalkten Spießers und tut nicht das geringste, um diesen Anschein zu verbergen. Aber hinter der Maske verbirgt sich ein eigenartiger, starker und edler Charakter, der sich zur unstörbaren Gelassenheit und Selbstsicherheit, kurz: zu sich selbst emporgerungen hat. Raabe hat verraten, daß er hinter dieser Gestalt, die uns so manches Rätsel aufgibt, sich selbst verstecken wollte. Wir kommen gleichzeitig der Deutung Stopfkuchens wie der Beantwortung der eingangs gestellten Frage näher, wenn wir uns klar machen, daß die einzige wissenschaftliche Bestrebung, die Raabe diesem seinen Helden und Ebenbilde verliehen hat, geologische und paläontologische Studien sind. Stopfkuchen hat sich in seinem alten Bauernhause ein geologisches Museum eingerichtet. Auf Börten und in offenen Schränken sind Versteinerungen aufgestapelt. Ein Koprolithenschrank fehlt nicht. Das Glück hat ihm einen Hermesfund beschert: beim Kiesgraben hat er ein vollständiges Mammutgerippe entdeckt, über das er eine Abhandlung schreiben will. Er gehört geologischen und einem halben Dutzend paläontologischen Gesellschaften an und unterhält eine gelehrte Korrespondenz. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß Raabe mit den die Vorgeschichte vielfach ergänzenden geologischen und paläontologischen Studien seine eigene, dem Alltag und den Augen der meisten Menschen entzogene geistige Tätigkeit versinnbildlichen wollte. So sehen wir also an einem zweiten Beispiel, was die Wissenschaft des Spatens für unseren Dichter bedeutet.

Aber Raabe benutzt vorgeschichtliche und verwandte Bestrebungen nicht nur als Symbol; er gibt uns nicht nur die Karikatur des Prähistorikers: er bescherte uns auch ein Urbild, ein Ideal



Tongefäße der mitteldeutschen Schnurkeramik aus Kötschen, Kreis Merseburg, Provinz Sachsen. Jüngere Steinzeit um 2000 vor Chr.

(Berlin. Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte. Aufn.: Dr. H. Bauer, Münch.)

des vorgeschichtlichen Forschers, nämlich in seinem Magister Noah Buchius, dem Helden des „Odfeldes". Das „Odfeld", entstanden 1886 bis 1887, ist eine der reifsten historischen Erzählungen Raabes. Sie führt uns in jenes Gebiet zwischen Weser, Solling und Ith, in der Raabes Geburtsort Eschershausen liegt und wo in den Novembertagen 1761 Herzog Ferdinand von Braunschweig mit Hilfe englischer Truppen gegen die Franzosen kämpfte. Wir erleben diese Ereignisse vom Rande her mit. Buchius, der wider Willen in sie hineingerissen wird, ist eine gescheiterte Lehrerexistenz. Ihm hat der Tropfen Eisen im Blute gefehlt, um die wilden Jungen der Hohen Schule vom Kloster Amelungsborn zu regieren. Darum ist der alte Mann bei der Verlegung der Anstalt nach Holzminden als unbrauchbar im Kloster zurückgelassen worden. Aber dieser anspruchslose, zaghafte Mensch, eine der sympathischsten Lehrergestalten, die Raabe gezeichnet hat, ist ein verkannter Gelehrter, und zwar ist er Höhlenforscher und Prähistoriker. Aus der großen Höhle am „roten Stein" hat er bronzene Lanzenspitzen, Steinhammer, Tier- und Menschenknochen in seine Zelle getragen. Eine kleinere Höhle hat er in den Dolomitenklippen des Ith selbst entdeckt. Hier im Schoße der Erde hat der Magister oft eine Zuflucht vor den Belästigungen der argen Welt gefunden; hierher flüchtet er an dem Schreckenstage der Schlacht seine versprengten Schutzbefohlenen. „Wie schade, daß der eifrigste Forscher auf den Spuren dieser wahrhaftigen Historia zwischen Fels und Wald am Ith ganz vergeblich nach der Klause des alten Herrn tasten und suchen wird. Der Mutter Natur ewige Arbeit auch im Erdinnern ist ihr nicht so gnädig gewesen wie jener anderen prähistorischen Spalte mehr gegen Dorf Holzen zu, am Roten Stein. Ist der „Dolomit" zusammengerückt — haben die Wasser ihr Spiel getrieben und die Höhlung seit des Alten Fritzen Kriegen mit Schlamm ausgefüllt? Wir können es nicht sagen. Und des Nachgrabens lohnt es sich nicht. Die Schätze, die aus der Schluft zu holen waren, die hatte der Magister schon nach Amelungsborn in der Tasche heimgetragen." Begleiten wir ihn nun in seine Zelle, um die Schätze zu mustern. „Auf Börten, jene Wand entlang, sind die Merkwürdigkeiten geordnet und haben Generationen von Schulbuben, sowie dem gesamten Lehrerkonvent, sowie auch dem gestrengen Herrn Klosteramtmann reichlichsten Grund zur Verwunderung, zum Kopfschütteln und zum Gespött gegeben, und zwar nicht der Erklärungen wegen, sondern wegen des närrischen Menschen, der sich mit dergleichen risiblen Allotrias abgab.

Nr. 5. Ein römischer Rittersporn, so wahrscheinlich in den kayserlichen Armaden Divi Augusti oder Tiberii verloren. Im Sumpf am Molterbach gefunden. Arg verrostet.

Nr. 7. Eines cheruskischen Edelings Arm- und Schmuckring. In einem Topfe gefunden ohnweit Warbsen.

Nr. 7a. Derselbige Topf, der besseren Erhaltung wegen mit Draht umbunden.

Nr. 7b. Etliche Aschen und Kohlen aus dem nämlichen Topfe. Zum Andenken an unsere Vorfahren in einem Päpier konservieret ...

Nr. 16. Ein Fausthammer auf der Mäusebreite, Stadtoldendorfer Feldmark, aufgegraben. Wie mir däucht, eines teutschen Offiziers Kaisers Karoli Magni Gewaffen. Doch lasse ich dieses besseren Gelehrten anheim gestellt sein.

Nr. 20. Ein versteinerter Knochen hominis diluvii testis. Eine große Rarität! Hat mir aber im Kloster mannigfachen Verdruß zugezogen, derer hierüber anders laufenden Meinungen wegen. In den Steinbrüchen im Sundern gefunden.

Nr. 23. Ein barbarisch Horn vom Urochsen, Bos primigenius, auch Wisent genannt. Ehedem von den Barden beim Gottesdienst und in der Bataille zum Tuten gebraucht. Dieses hier vorhandene Exemplar soll sich im Kuhhirtenhause zu Lenne hinter dem Till gefunden haben."

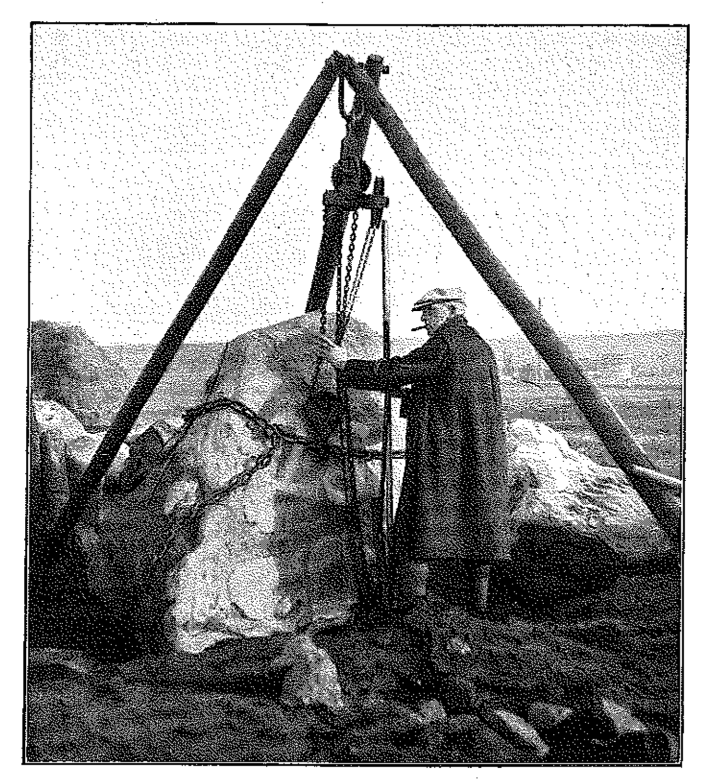
Ob die Deutung der Funde auf römische, cheruskische oder fränkische Besitzer richtig ist, können wir nicht nachprüfen und müssen die Verantwortung dem Magister Buchius

überlassen. Auf jeden Fall fühlt sich der alte Mann mit seinem „Raritätenkabinett" aufs innigste verwachsen. Er nennt nicht Weib noch Kind, nicht Haus und Hof sein eigen; diese zusammengetragenen Kuriositäten sind sein einziger irdischer Besitz, und an ihnen hängt sein ganzes Herz. Immer wieder zuckt während des ereignisreichen Tages, den wir mit ihm durchleben, der Gedanke in ihm auf, was wohl aus seiner Sammlung geworden sein möchte. Als er am Abend die Stiege zu seiner Zelle empor klettert, muß er seine ganze Kraft zusammennehmen, um den erwarteten Anblick der Zerstörung zu ertragen. Und er sieht eine unverdiente Gnade darin, daß sein Stübchen unversehrt geblieben ist. „Ist es denn die Möglichkeit? Rundum auf Meilen und Meilen Weges alles ruinieret und mir — mir — o mir allein solche Gnade und Barmherzigkeit! Herr, womit habe ich armer, unnützer Sünder diese Ausnehmung und Verschonung verdient?"

Wir sind am Ziel unserer Untersuchung angelangt. Die eingangs gestellte Frage, was die Vorgeschichte in den drei von uns gemusterten Erzählungen Raabes bedeute, ist beantwortet worden. Wie wir sahen, liegt in den „Keltischen Knochen" das Gewicht mehr auf dem Gegenstand der Forschung: jene Skelette auf dem Gräberfeld am Rudolfsturm bilden den Stimmung gebenden Kontrast zu der menschlichen Nichtigkeit, die sich vor ihnen bloßstellt. Im „Stopfkuchen" und „Odfeld" hingegen liegt das Hauptgewicht auf dem Forscher. Und es ist kennzeichnend, daß Raabe beide Male zum Träger unserer Wissenschaft einen Menschen macht, den er mit besonderer Liebe schildert und dem er so manchen Zug der eigenen Person mitgibt. Wir sind also wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß Raabe der zu seiner Zeit noch wenig beachteten Wissenschaft des Spatens ein teilnehmendes Verständnis entgegengebracht hat. Hat er ihre Zukunft geahnt? Hat er, der phantasievolle Erheller der vaterländischen Geschichte, geahnt, daß die Vorgeschichte, die uns das geheimnisvolle Dunkel der fernsten Vergangenheit erleuchtet, auch einmal beitragen werde zur Erkenntnis des deutschen Wesens, dessen Darstellung er die lange Reihe seiner Bücher gewidmet hat? Oder empfand er, der Sohn niedersächsischer Erde, den eigentümlichen Zauber dieser Wissenschaft, die dem Heimatboden die lange und treu bewahrten Schätze der Erinnerung entnimmt? So schließen wir mit den Worten, die sein Fritz Wolkenjäger an den Skeptiker Sever schreibt: „Wenn ich die Kraft und Macht anschaue, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr mir denken, daß alle die Macht und Kraft nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Tändelwerk zu dienen. ... Sever, ich glaube an mein Volk, und Du solltest auch daran glauben!"

Hermann Hofmeister, ein Vorkämpfer der Germanenkunde

Am 20. Juli 1936 starb zu Braunschweig der braunschweigische Landesarchäologe und Dozent für deutsche Vorgeschichte und Germanenkunde an der Technischen Hochschule, Professor Dr. Hermann Hofmeister. Mit ihm ist einer der wenigen Männer dahingegangen, die sich schon seit Jahrzehnten für eine aus deutschem Geiste und mit deutscher Zielrichtung betriebene und angewandte Wissenschaft von der deutschen Vorzeit eingesetzt haben. Wie wenige andere hat Hofmeister schon zu Beginn seiner Forscher- und Lehrtätigkeit begriffen und herausgestellt, daß Vorgeschichte und Vorzeitkunde nur dann einen wirklichen Sinn haben, wenn sie organische Bestandteile einer Volkstumskunde sind, die Germanentum und Deutschtum, Kulturgeschichte, Geistesgeschichte und Seelenkunde der Deutschen als eine Einheit erfaßt und der Volkwerdung dienstbar macht. Es ist von sinnbildhafter Bedeutung, daß er, gleichzeitig mit uns und unabhängig von uns, die Vielheit der getrennten Einzelgebiete zu dem lebendigen Gesamtbegriff „Germanen-



Professor H. Hofmeister bei der Wiederaufrichtung der Lübbensteine

kunde" zusammengefaßt hat; einen Ausgangspunkt, den er mit unübertrefflicher Klarheit in seiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift „Germanenkunde und nationale Bildung" gekennzeichnet hat. Hofmeister war denn auch einer von denen, die nicht auf dem wohlgeebneten Pfade einer im voraus bestimmten akademischen Laufbahn, sondern aus heißer innerer Liebe zu seinen germanenkundlichen Forschungen und Leistungen gekommen ist.

Am 17. Mai 1878 zu Hannover geboren, stand er von 1905 bis 1909 im Höheren Schuldienst in Geestemünde, wo er durch die persönliche Bekanntschaft mit Schuchhardt zur Burgenforschung angeregt wurde. Hier leistete er seine erste Spatenarbeit bei der Untersuchung der Pipinsburg. Seit 1909 wirkte er als Studienrat in Lübeck, ging als Reserveoffizier ins Feld und wurde mehrere Male verwundet. Die Erforschung der Altenburg und die Bestandsaufnahme sämtlicher Wehranlagen von Schleswig-Holstein und Lauenburg sowie die archäologische Landesaufnahme für Lübeck wurden von ihm in Angriff genommen. Seine Hauptgrabung war hier die Untersuchung der Volksburg der Holsaten, der Kaaksburg im Kreise Steinburg. Seine antisemitische Gesinnung und seine völkische Kampftätigkeit brachten ihn jedoch in Konflikt mit der damaligen jüdisch-demokratischen Regierung von Lübeck; er wurde gemaßregelt und schied aus dem lübischen Staatsdienst aus. In Hannover widmete er sich nun ganz seiner frühgeschichtlichen und germanenkundlichen Forschungsarbeit.

Sein Ruf als Burgenforscher, begründet durch seine mustergültige Ausgrabung der Altenburg bei Niedenstein in Hessen, die noch während Hofmeisters lübischer Zeit mit dem Landesmuseum in Kassel durchgeführt wurde, bewog den Landrat von Rinteln als Vorsitzenden des Heimatbundes für die Grafschaft Schaumburg, Hofmeister die Untersuchung der Heisterburg im Deister zu übertragen. 1929 wurde die Arbeit in Angriff genommen, sie konnte jedoch von Hofmeister nicht zum Abschluß gebracht werden, da das Gelände inzwischen an die Provinz Hannover abgetreten wurde und damit unter die archäologische Betreuung des Landesmuseums Hannover kam. 1932 berief der nationalsozialistische Ministerpräsident Klagges Hofmeister als Braunschweigischen Landesarchäologen und ernannte ihn zum Dozenten an der Technischen Hochschule. Im Braunschweiger Lande nahm er nun seine Tätigkeit als Burgenforscher wieder auf; er untersuchte die Wehranlagen bei Heerte, bei Gebhardtshagen und bei Harzburg, die unbewehrte Sammelburg bei Warbsen und die Dingstätte bei Golmbach. Bekanntlich hat er

sich auch bei der Aufdeckung der Gruft Heinrichs des Löwen große Verdienste erworben; ebenso bei der Untersuchung und Wiederaufrichtung der Lübbensteine, der einzigen Großsteingräber des Landes Braunschweig. Leider hat er seine Lieblingsarbeit, die für die Germanenkunde höchst bedeutungsvolle Untersuchung der alten Dingstätte bei Golmbach, nicht mehr zu Ende führen können. Es ist das erste Mal, daß eine germanische Dingstätte in Deutschland planmäßig archäologisch erforscht wurde; und wir hoffen, daß dies Vermächtnis in seinem Sinne erfüllt werden wird.

Die reiche Fülle seiner wissenschaftlichen Arbeiten zeigen 54 einzelne Veröffentlichungen; sein noch von ihm abgeschlossenes wegweisendes Volksbuch „Germanenkunde" werden wir noch gesondert würdigen. Aber ein Mann wie Hofmeister kann nicht allein nach seinen gedruckten Werken beurteilt und gewürdigt werden. Er war ein Lehrer im besten Sinne, das heißt ein Kämpfer um die Seele seiner Hörer, ein Kämpfer für das, was er mit der ganzen Kraft seiner leidenschaftlichen Seele liebte. Als solcher führte er ein scharfgeschliffenes Schwert; aber wer in einer objektiven Teilnahmslosigkeit nicht das höchste Ziel der völkischen Wissenschaft sieht, der hat ihn gerade um dieser Eigenschaften willen geschätzt. Ein Mann, der hassen konnte, weil er liebte: so ist sein Gedächtnis bei seinen zahlreichen Schülern und Freunden lebendig, zu denen auch wir uns rechnen dürfen. Als Teilnehmer an unserer Pfingsttagung in Mannheim hat er noch in engerem Kreise auf dem Heidelberger Schloß von seinen Zielen und Plänen gesprochen; ungebrochen von seinem inneren Leiden, das ihn schon seit längerer Zeit befallen hatte. Dem damals entworfenen gemeinsamen Arbeitsplan ist die Ausführung nicht beschieden gewesen. Aber wenn er schon etwas von seinem baldigen Heimgang ins Land der Ahnen gespürt hat, so wußte er auch, daß sein Erbe bei uns in guten Händen sein werde.

Germanische Totenklage hat immer darin bestanden, Wesen und Werk des Heimgegangenen zu ehren und sie in eigenen Taten lebendig werden zu lassen. Das soll auch unsere Totenehrung sein. Plaßmann.



Professor Hofmeister mit Ministerpräsident Klagges und Reichsleiter Rosenberg an der Gruft Heinrichs des Löwen im Dom zu Braunschweig

Die Kunst und Kultur der Langobarden in Oberitalien

Von Professor Emerich Schaffran

Von allen Reichen der Germanen auf italienischem Boden hatte jenes der Langobarden den längsten Bestand, denn es dauerte, wenn man von den bis nach dem Jahr 1000 noch bestehenden mittel- und süditalienischen Herzogtümern absieht, in Oberitalien als Königreich über 200 Jahre, vom Einfall in Italien im Jahre 568 bis zur Eroberung der Hauptstadt Pavia durch Karl, den Westfranken, im Unglücksjahr 774. Doch die hohe Kunstkultur der Langobarden ging mit dem Zusammenbruch des Reiches nicht zugrunde, sondern dauerte, in Oberitalien die lombardische Romanik unmittelbar erzeugend, und im Norden am Aufbau der hochmittelalterlichen Kunst beteiligt, bis nach dem Jahr 1000 an.

Die chauvinistische ältere Geschichtsschreibung der Italiener, der sich leider auch viele deutsche Gelehrte anschlossen, hat bis zum Weltkrieg den Langobarden jedes künstlerische Eigenleben abgestritten und nur wenige germanische Wissenschaftler, wie Haupt, Stückelberg, Pieton und Nils Åberg haben dem widersprochen. Nun, da die Erforschung der frühgermanischen Kunst endlich brauchbare Ergebnisse zeitigte, mußten diese Ansichten überprüft werden und es macht nunmehr den Eindruck, als stünden wir vor einer „langobardischen Renaissance". So betrachten die Italiener die ganze Sache vom Standpunkt der nationalen Einigung aus, denn ein lebender bedeutender italienischer Gelehrter schrieb: „Es ist zweifellos, daß das langobardische Königreich sich rascheſtens einem national-italienischen Königreich näherte, dem König Authari schon den Umfang bezeichnet hatte: Von der Alpengrenze gegen Bayern bis zum jonischen Meer."

Mit dieser sich ändernden Einstellung dem politischen Gebilde des Langobardenreiches gegenüber, änderte sich auch die Ansicht über ihre Kunst. Der große Historiker Paulus Diaconus kommt wieder zu Ehren. Er, selbst ein Langobarde, erzählt in seiner Historia langobardorum Wunderdinge von den Bauten der großen Königin Theodolinde, von jenen Aripert's I., des mächtigen Grimwald und besonders von jenen des „rex gloriosissimus" Liutprand (712—743). Es ergibt sich besonders ab 640 nachweisbar ein Mäcenatentum ganz großen Stils, das nur möglich wurde, weil der staatliche Bau durch wahrhaft zeitgemäße, das römische Recht geistvoll ergänzende und das rassische Gefüge des Volkes schützende Gesetze zusammengehalten und verstärkt wurde. Diese staatliche Weisheit äußerte sich auch in einer vorbildlichen Förderung der künstlerischen, besonders baulichen Tätigkeit.

Groß war die Zahl der Palastbauten der Könige und der vielen Herzöge, in Treviso, in Cividale, in Brescia, in Monza, Como, Lomello, Pavia, Asti, Cremona, Modena, Parma; bedeutend dürfte auch die Zahl der Nutzbauten gewesen sein, unerhört groß ist jedoch die Menge der von den langobardischen Fürsten und Edlen gestifteten Kirchen, so wie auch die bedeutendsten Klöster Italiens unter ihnen gegründet oder wiedererrichtet wurden. Man versteht die in den päpstlichen Briefen und Erlässen vorkommenden Beschimpfungen nicht recht, wenn man ihnen jene Förderung der kirchlichen Kunst und die Kirchengläubigkeit der späteren langobardischen Könige entgegenhält.

Alle diese Werke, in unerhört großartiger Weise durch Gegenstände der schmückenden Kunst bereichert, entstanden in einem durchaus volkhaften Stil, und wir wissen heute, daß die einzigen national germanischen Bauwerke in Italien bis zum Auftreten des großen Hohenstaufen Friedrich II. nur von den Langobarden geschaffen wurden, da weder Karl der Franke, noch seine Nachfolger, noch die sächsischen Kaiser und auch Barbarossa nicht, nationale, also deutsche Monumentalwerke in Italien entstehen ließen.

Trotz dieser jüngsten Erkenntnisse schwankt die Stilkritik der langobardischen Kunst,

besonders ihrer Bauten, noch immer zwischen zwei Gegensätzen. Manche Forscher lehnen noch heute eine nationale Baukunst ab. Im Sinne der Antike konnte eine solche mit Rücksicht auf die Herkunft des Volkes und die Art seiner früheren Kunst wenigstens am Anfang der „italienischen Zeit" nicht vorhanden gewesen sein. Aber — und das ist wohl das wichtigste Ergebnis meiner Forschungen — eine rasch eintretende nationale Verwendung römischer und byzantischer Baugedanken liegt bis zur schließlichen vollkommenen Umwandlung ins Deutsch-Volkhafte eindeutig vor. Dadurch konnte diese langobardische Baukunst auch die Grundlage für die lombardische Romanik werden; u. a. führte sie dieser (und auch dem Norden) einen reicheren Grundriß und eine Förderung der Krypta-Anlage zu. Schließlich gehen auch viele Einzelheiten der romanischen Ornamentik überhaupt auf eine langobardische Wurzel zurück.

Von den schon in dieser nationalen Umgestaltung entstandenen Bauten der Langobarden haben sich rein leider nur zwei Beispiele erhalten: Der Ostteil der Krypta San Salvatore in Brescia und jener der Krypta San Secondo in Asti. Die erwähnte Brescianer Krypta (Abb. 1) zeigt noch heute die Eindeckung mit großen flachen Ziegelplatten, ein Motiv, das aus der Zimmermannskunst genommen ist; auch die schöne Einfassung der Bogen mit Bändern aus Stuck ist in dieser Eigenart nordisch, wenn auch Einzelheiten der Schmuckformen noch auf die Herkunft aus der Antike weisen. Solche Einfassungen hat dann das ganze frühe deutsche Mittelalter in der schönsten Weise ausgebildet. Alle anderen sicher langobardischen Krypten, wie besonders die schöne Unterkirche San Procolo in Verona, jene von S. Eusebio und San Giovanni domnarum in



Abb. 1. Brescia, San Salvadore, Krypta, Ostteil. Sept. 35. Mit den Resten der langobardischen Stuckverzierung

Pavia und jene von San Giovanni in Asti haben später ihre ursprüngliche Eindeckung verloren, besitzen jedoch heute noch die alten Pfeiler und Säulen mit den phantastisch geschmückten Kapitellen, auf welchen, trotz der Übertragung in Stein, noch die alte Holzbearbeitungstechnik durchleuchtet.

Bei San Procolo in Verona (Abb. 2) sieht man links im Hintergrund noch zwei solche Säulenkapitelle, welche Motive in Holzbearbeitungstechnik tragen, so das Flechtband, womit die Langobarden sehr gern ihre Bauten schmückten, und jene zellenartigen Vertiefungen zwischen Stegen, die ebensowohl deutliche Vorläufer in Westasien als auch Weiterführungen in der germanischen Kunst haben.

Langobardische Bauteile sind ferner in großer Menge und Bedeutung in zahllosen vor- und frühestromanischen Kirchen Oberitaliens anzutreffen, von denen hier nur Sant'Ambrogio und San Vincenzo in prato in Mailand, Alliate, ferner Sant'Abbondio und San Carpoforo in Como, San Salvatore und der „duomo vechio" in Brescia, San Lorenzo in Verona und besonders die in jeder Beziehung einzig dastehende Kirche San Giorgio in Valpolicella (nördlich von Verona) genannt werden können.

Bei San Lorenzo in Verona (Abb. 3) ist die ganze, später stark veränderte Anlage langobardisch; aus dieser Zeit stammen die drohenden zwei Rundtürme an der Westfront. Diese Form, von den Langobarden eingeführt, ist das Urbild jener besonders in Oberitalien häufigen runden, aber dann freistehenden Glockentürme (Campanili). San Giorgio di Valpolicella (Abb. 4) ist für Italien baulich einmalig. Hier antwortet der halbrunden Apsis im Osten eine solche auch im Westen, es entsteht somit in einem ganz unantiken Baugefühl „Doppelchörigkeit", die in Italien dann ganz verkümmerte, am Rhein jedoch in den Kaiserdomen die großartigste Fortsetzung fand. Wieder also sind es die Langobarden, die ein so wirksames Baumotiv einführen!

Der berühmte „tempietto longobardo" in Cividale (richtig genannt Santa Maria della

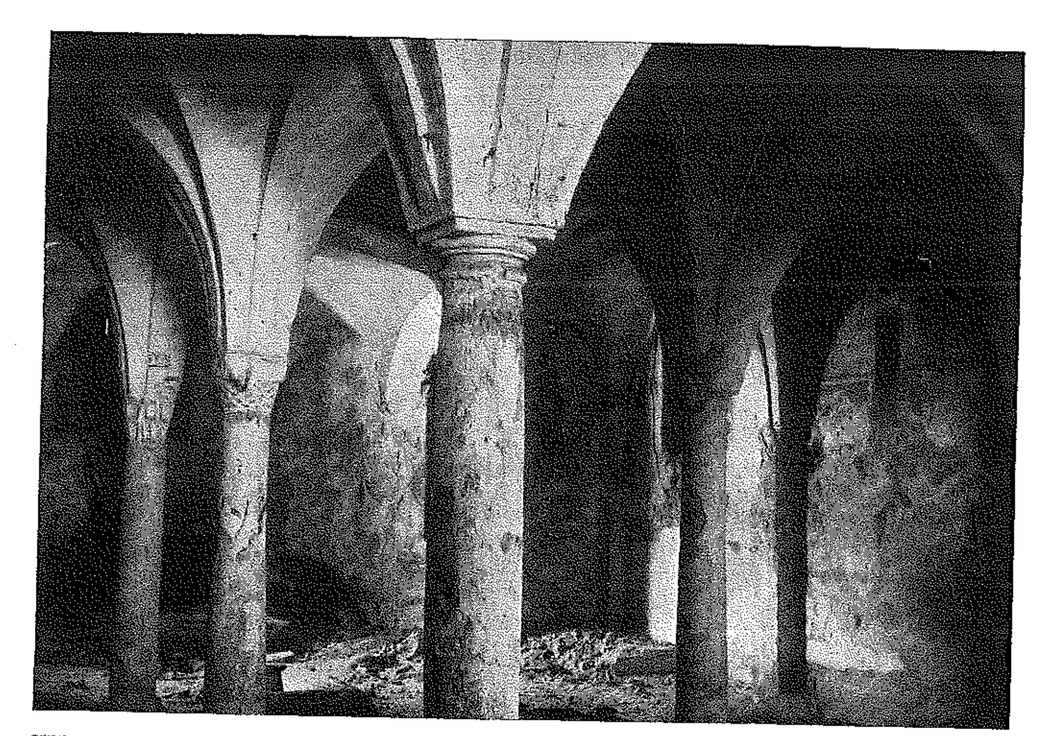


Abb. 2. Verona, San Procolo, Krypta. Sept. 35. Rückwärts zwei Kapitelle in Holzbearbeitungstechnik

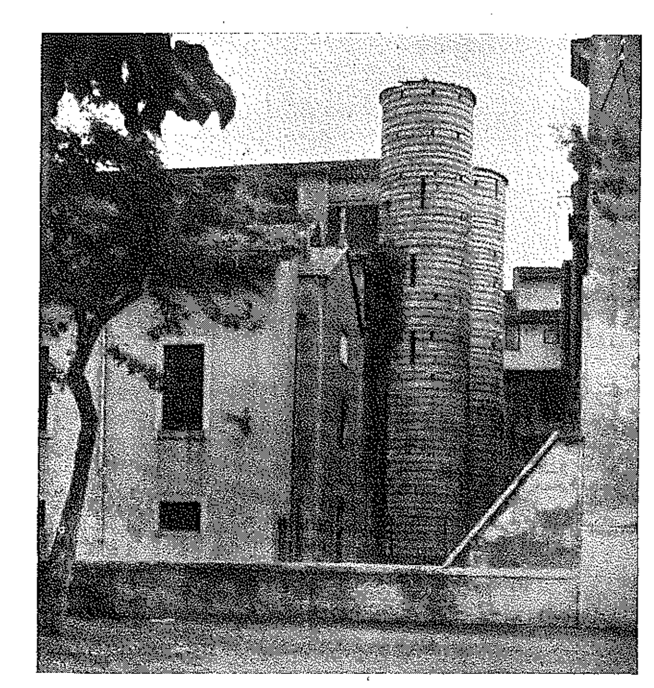


Abb. 3. Verona, San Lorenzo. Westseite mit den beiden langobardischen Rundtürmen

valle) enthält wohl langobardische Bauteile und, museal aufgestellt, zahlreiche gleichzeitige Steinreliefs, seine einzigartige Stuckausschmückung jedoch ist später und zum Teil byzantinisch und nordisch.

Rein zeigt sich die Kunst der Langobarden besonders im Schmückenden. Volkhaft im schönsten Sinne sind die vielen Grabfunde, deren schönste sich in den Museen in Innsbruck, Cividale und Brescia befinden, national sind ferner auch die vielen Arbeiten in Stein, denen man oft den ergebnisreichen Kampf mit einem ungewohnten Werkstoff anmerkt. Hierzu gehören der dramatische Pemmo-Altar und Teile des Callixtusbaptisteriums in Cividale, das wundervoll beschriftete Ciborium von San Giorgio in Valpolicella und die zahllosen, in die meisten oberitalienischen Museen verstreuten Reste von Kapitellen, Altären, Schranken und irgendeinem Zweck dienenden reich reliefierten Steinplatten. Arbeiten in Holz sind außerordentlich selten, solche in Edelmetallen trifft man vorwiegend in den Grabfunden und ergänzt durch Elfenbein im sogenannten Schatz der Königin Theodolinde im Dom zu Monza an.

Zwei Beispiele, eine Platte aus Sirmione am Gardasee (Abb. 5) und einige Plattenreste im Baptisterium in Ventimiglia (Abb. 6) werden diesen

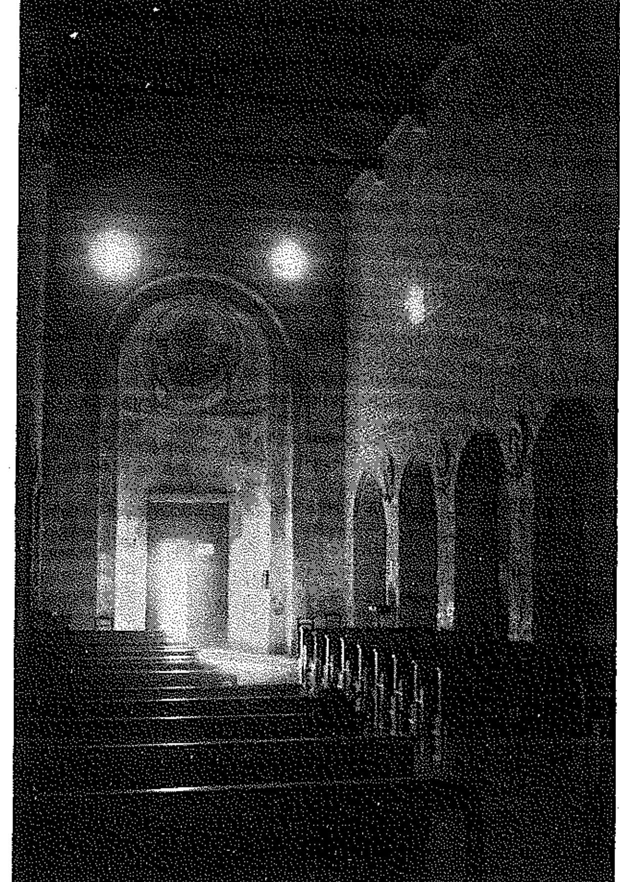


Abb. 4. San Giorgio di Valpolicella, Blick gegen West-Apsis. Einziges Beispiel einer doppelchörigen Kirche in Oberitalien

Aufnahme: Prof. E. Schaffran



Abb. 5. Sirmione am Gardasee. Platte, wahrscheinlich aus der Abteikirche

Photo: Prof. E. Schaffran

Schmuckwillen am besten erklären helfen. Deutlich ist hier die grundsätzlich antinaturalistische Grundart dieser Schmuckformen zu sehen, deutlich der Wille, sie in „ewiger Melodie" verströmen zu lassen und sie nicht nach antikem Kunstwillen zu rhythmisieren. Hinter den Einzelheiten stehen wohl Naturvorbilder, sie werden aber durch eine ungeheure Kraft fast völlig verändert und einer gänzlich anderen Auffassung dienstbar gemacht. Dazwischen erscheinen Sinnbilder, die wie z. B. die Rosette mit ihren verschiedenen Füllungsarten urtümlich germanisch ist, oder die wie Kreuz und Lebensbaum aus dem unerschöpflichen Born vorchristlicher Vorstellungswelt stammen.

Die Langobarden gehörten, wie alle deutschen Stämme, einer unnaturalistischen, also inhaltlich bildlos (schemenlos) schaffenden Kunstrichtung an. Daher kannten sie nicht die naturnahe Wiedergabe menschlicher und tierischer Gestalten. Christen geworden und im Lebensraum der Nachantike angesiedelt, mußten sie sich nicht nur mit neuen Baugedanken, sondern auch mit der menschlichen Gestalt künstlerisch auseinandersetzen. Das ging, wie die seltsame Platte aus Mals im Oberetschtal (Abb. 7) und ein Feld des Pemmoaltares in Cividale (Abb. 8) zeigen, nur unter Spannungen vor sich. Kaum waren jedoch die ersten Versuche in dieser Richtung gemacht, als auch hier sofort der urtümliche Wille durchbrach, die menschliche Gestalt volkhaft eigenwillig, also unnaturalistisch zu sehen und sie in jenes ungehemmte ornamentale Strömen einzubauen, das der ganzen germanischen Kunst seit jeher zu eigen ist. Diese seltsamen Gestalten sind deshalb nicht ungekonnt (im Sinne des Naturalismus), sondern rasch vorwärtsschreitende Versuche, auch diese Vorwürfe volkhaft, aber sinnbildhaft und ornamental zu gestalten.

Es dringt also immer siegreich die volkhafte langobardische Ornamentform und Kunstart durch, und sie erhalten sich, wie schon erwähnt, bis weit über das Jahr 1000 hinaus.

So betrachtet wird die sogenannte karolingische Renaissance zu einem belanglosen höfischen Zwischenspiel, dessen bester Teil die auch nach dem Zusammenbruch des langobardischen Reiches unausgesetzt nachwirkende langobardische Formgebung ist, zu der als besonders bezeichnendes Stück vor allem das Flechtband in seinen vielen Abwandlungen zu zählen ist. Wenn man dieses im XI. Jahrhundert an der Riviera und in Südfrankreich, später noch lange in den ganzen Ostalpen bis in das Wiener Becken antrifft, so ist dies nachwirkendes langobardisches Kunstempfinden.

Die unerbittliche Feindschaft der Kurie gegen die Langobarden hatte ihre wichtigste Ursache in der geringen Geneigtheit der langobardischen Könige, den weltlichen Landbesitz der Päpste anzuerkennen. Religiöse Spannungen traten, seitdem die bisher arianischen Langobarden Katholiken wurden, in den Hintergrund. Zur Durchsetzung seiner Ansprüche fand der Papst im fränkischen Karl einen nur allzu gefälligen Helfer, der sich zugleich freute, einen gefährlichen und immer größer werdenden Nachbarn beseitigen zu können. Als Karl 774 die Königstadt Pavia nach kurzem Kampfe einnahm, war wohl das langobardische Reich beseitigt, ohne durch etwas Gleich- oder Ähnlichwertiges ersetzt zu werden. Das langobardische Volk jedoch lebte weiter in seinem immer rascher werdenden, weil nicht mehr durch die alten Rassengesetze geschützten Verschmelzungsvorgang mit der altansässigen Bevölkerung. Es lebte aber auch weiter die nationale langobardische, durch



Abb. 6. Ventimiglia, Baptisterium. Platten vom langobardischen Dom



Photo: Landesmuseum Innsbruck

Abb. 7. Steinplatte Unter Mais (Vintschgau) Ferdinandeum

Rom und Byzanz auf neue fruchtbare Gedanken gebrachte Kunst und sie erfreute sich noch lange großer Beliebtheit.

Namen als langobardisch bezeichneter Künstler werden bis weit nach dem Jahr 1000 genannt. Auch rein erhaltene Volksteile kommen noch lange vor. So sammelte sich wiederholt der frankenfeindliche Adel in den Klöstern und schließlich sind kleine, von der neuen Mischbevölkerung, dem Oberitaliener, abgesondert lebende Volksteile langobardischer Herkunft in Ober- und Mittelitalien bis zum Ende des XIV. (!) Jahrhunderts mit Sicherheit nachzuweisen.



Abb. 8. Cividale, Pemmo-Altar. Anbetung der Königin

Photo: Prof. E. Schaffran

Georgiritt und Langeloh in Oberfranken

Von Friedrich Frhn. von Bibra

Südlich von Bamberg, etwa 15 km von der Stadt entfernt, krönen zwischen Reicher Ebrach und Aisch — zwei linken Nebenflüssen der Regnitz — große Waldungen die sanften Keupenhöhen. Nur das Aischtal trennt diese Wälder von dem weit ausgedehnteren Waldgebiet zwischen der Regnitz und dem Unterlaufe der Aisch. Durch diese Wälder führen, im Zusammenhange mit einer Furt durch die Aisch bei Lauf, drei Wege nach dem alten Markt Forchheim, in dem im Jahre 806 Kaiser Karl einen Reichstag hielt. Jener Weg, der auf der Höhe hinzieht, heißt heute noch „Rennsteig"; er ist gut erhalten, breit wie eine Staatsstraße, aber ohne Verkehr (Abb. 1).

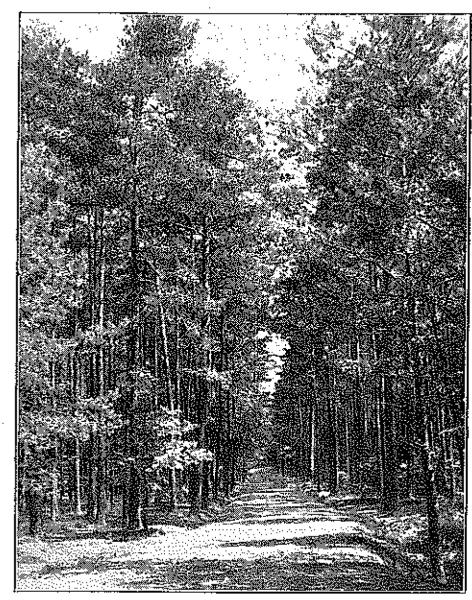


Abb. 1. Rennsteig

Alle diese Wälder, die eine Fläche von etwa 175 qkm bedecken, sind Mark-Wälder, deren einzelne Teile „Die Mark", „Mark-Wald", „Röttenbacher- und Adelsdorfer-Mark", „Gredel-Mark" usw. heißen. Zwischen ihnen liegen einzelne Dörfer mit ihren Äckern und Wiesen.

Die Bezeichnung „Mark-Wälder" war der Grund, weshalb wir die Gegend durchforschten im Sinne von W. Teudts „Germanische Heiligtümer", demnach die Marken sein sollen „die neutralen zwischen den (germanischen) Stämmen, Gauen usw. liegenden unbesiedelten Gebietsstreifen"; in ihnen sollen liegen „die gemeinsamen, religiösen Heiligtümer".

Professor G. Droysen bezeichnet in seinem All-

Abb. 2. Grenzlinie nach Droysen vor dem Jahre 496

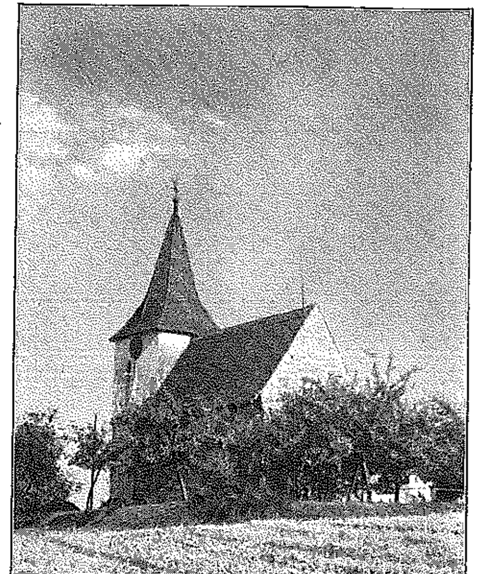


Abb. 3. St. Georgs-Kapelle bei Poppendorf

gemeinen Historischen Handatlas 1886, Blatt 20 (Abb. 2) die Regnitz in ihrem Mittel- und Unterlaufe als Grenze zwischen Alamannen und Thüringern. Unser Mark-Gebiet ist — die Richtigkeit der Droysenschen Ansicht vorausgesetzt — bis zum Jahre 496 die Grenze zwischen den zwei obengenannten Stämmen, es wird dann durch den Sieg Chlodwigs über die Alamannen wohl allmählich die Grenze zwischen Franken und Thüringern, bis auch diese 531/32 dem Frankenreiche einverleibt wurden.

Durch jenen Teil des Markwaldes, der nahe der Regnitz liegt, zieht heute die Nebenbahn Forchheim—Höchstadt an der Aisch. Die Bahn benützt ein von einem Bächlein durchzogenes, vielleicht 1 **km** breites Tal nördlich vom Doppeldorfe Thurn-Heroldsbach, dann südlich vom Dorfe Poppendorf. Mit diesem Tale steht auch das Dorf Ösdorf, 1,5 **km** nördlich von Poppendorf, im Zusammenhang.

Bei Poppendorf fällt uns, einige hundert Meter westlich von dessen letztem Hause, auf einer kleinen Überhöhung eine einsame Kapelle auf (Abb. 3), eine St. Georgs-Kapelle. Ein im Januar 1935 bis auf die Grundmauern niedergebranntes Wohnhaus steht neben ihr. Die Sage läßt die Kapelle von Ludwig dem Frommen erbaut sein. Auf jeden Fall haben wir eine der ältesten Kirchen der Gegend vor uns, die man jenen Kirchen zuzählen muß, deren Grundanfänge im neunten oder zehnten Jahrhundert an die Stelle germanischer Kultstätten gestellt wurden.

Bis ungefähr zum Jahre 1800 fanden im April am Georgifeste Umritte um die Kapelle statt. Die Reiter kamen von Westen her — wir kommen hierauf nochmals zu sprechen — und warfen vom Pferde aus ihre Gaben in den Opferstock, dessen Öffnung sich heute noch außen an der Kapelle befindet. Bei einer kurz vor dem Weltkriege vorgenommenen Instandsetzung des Opferstockes, der aus einem etwa meterhohen, ausgehöhlten Baumstamme besteht, fand man Münzen bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgehend[1].

Ungefähr 1300 **m** nordöstlich der Kapelle steht im Walde, am Kreuzungspunkte von fünf Straßen, eine St. Georgseiche; sie mußte, weil altersschwach, vor einigen Jahren entfernt werden, wurde aber wieder nachgepflanzt.

Als wir nun festgestellt hatten, daß um unsere Kapelle Umritte stattgefunden hatten, suchten wir weiter im Sinne von Teudts „Germanische Heiligtümer", worin bekanntlich am Fuße des Teutoburger Waldes eine frühgermanische Kultstätte, eine Rennbahn, beschrieben wird, Langelau genannt. Das Geläufe dieser Rennbahn soll noch gut zu erkennen sein, es ist 400 **m** lang und 230 **m** breit. Es ist von einem Zuschauerraum in Form kleiner Hügel umgeben; auch ein Tränkweiher ist daneben.

Nun stellten wir auf dem Flurplane Ösdorf-Poppendorf, nicht ganz 2 **km** nördlich der St. Georgskapelle, 400 **m** westlich von Ösdorf, ein Grundstück „Langeloh-Holz" fest. Auf dem Katasterplane von 1847 ist das Grundstück, das zum Gute des Freiherrn von Sturmfeder-Horneck gehört, als Wald eingezeichnet; heute ist es teils Wiese, teils Acker.

[1] Wir verdanken diese Mitteilung Freiherrn von Sturmfeder-Horneck in Thurn und Herrn Mauser in Poppendorf. Sein 1844 verstorbener Großvater hat die Umritte noch erlebt und oft davon erzählt.

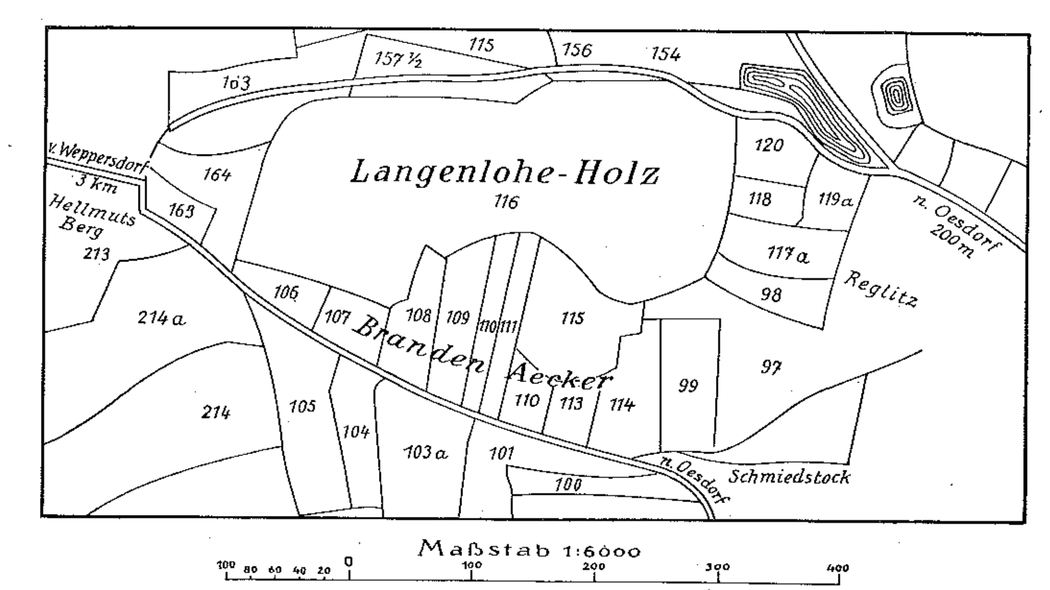


Abb. 4. Aus dem Flurplan Ösdorf bei Forchheim

Dies „Langeloh-Holz" ist eine geschlossene Plan-Nummer (Abb. 4), von einem Gürtel von zwanzig kleineren Plan-Nummern umgeben; es ist ein Ellipsoid von 400 **m** Länge und 200 **m** Breite. Von Süden her haben sich im Laufe der Zeit die Felder etwas in das Ellipsoid hineingeschoben, wodurch die Linie hier geknickt ist. Dies Ellipsoid liegt in einem zweiten, so, daß die Nordseite leider ein langes Stück gemeinsam ist, sonst ist ringsherum die Grenze des äußeren Ellipsoides durch Wege gebildet, die einen Abstand von zirka 80 **m** vom inneren haben.

Dort, wo die zwei Umgrenzungslinien in einander übergehen, finden wir eine für unsere Gegend nicht unerhebliche Mulde mit einem Wasserlauf, der gegen Ösdorf zu eine gute Quelle aufnimmt. Die Bevölkerung nennt den Wasserlauf „Reitgraben". Jenseits der Mulde, also nach Norden, überragt ein niederer, langgestreckter Höhenrücken das ganze Gelände. Dies ist eben, doch so, daß das äußere Ellipsoid das innere etwas überhöht. Hierin, in seinem südöstlichen Teile, treffen wir einige langegezogene, mehrere Meter breite Rasenstreifen, in denen man die Spur eines ehemaligen Geläufes sehen möchte; ja an iner Stelle der Kurve hat man sogar das Gefühl, als ob hier mit Absicht eine Neigung der Bahn nach innen geschaffen worden sei.

In der Südostecke des Platzes liegt ein Feld, das der Katasterplan mit „Schmiedstock" bezeichnet.

Nicht unerwähnt sei, daß das Gelände, wie es heute ist, für eine Rennbahn nicht ganz geeignet wäre; es ist stellenweise feucht; damit ist aber nicht gesagt, daß es auch vor vielleicht 1400 Jahren schon feucht war.

Außer diesen schon gewiß nennenswerten Übereinstimmungen zwischen Teudts Langelau und unserem Langeloh-Holz, finden wir in deren nächster Umgebung noch weiter Anklänge. Teudt und wir stellen auf einer Fläche von 2 bzw. 2,5 **km** im Quadrat, innerhalb derer Langelau bzw. Langeloh-Holz liegt, folgende Flurnamen fest:

1. Königslau bzw. Königsteinäcker,
2. Eckelau bzw. Eggertenäcker,
3. Lindelau bzw. Lindenäcker,
4. Aschenweg bzw. Aschenäcker und Aschenfeld,
5. Hagedorn bzw. Hagenaufeld.

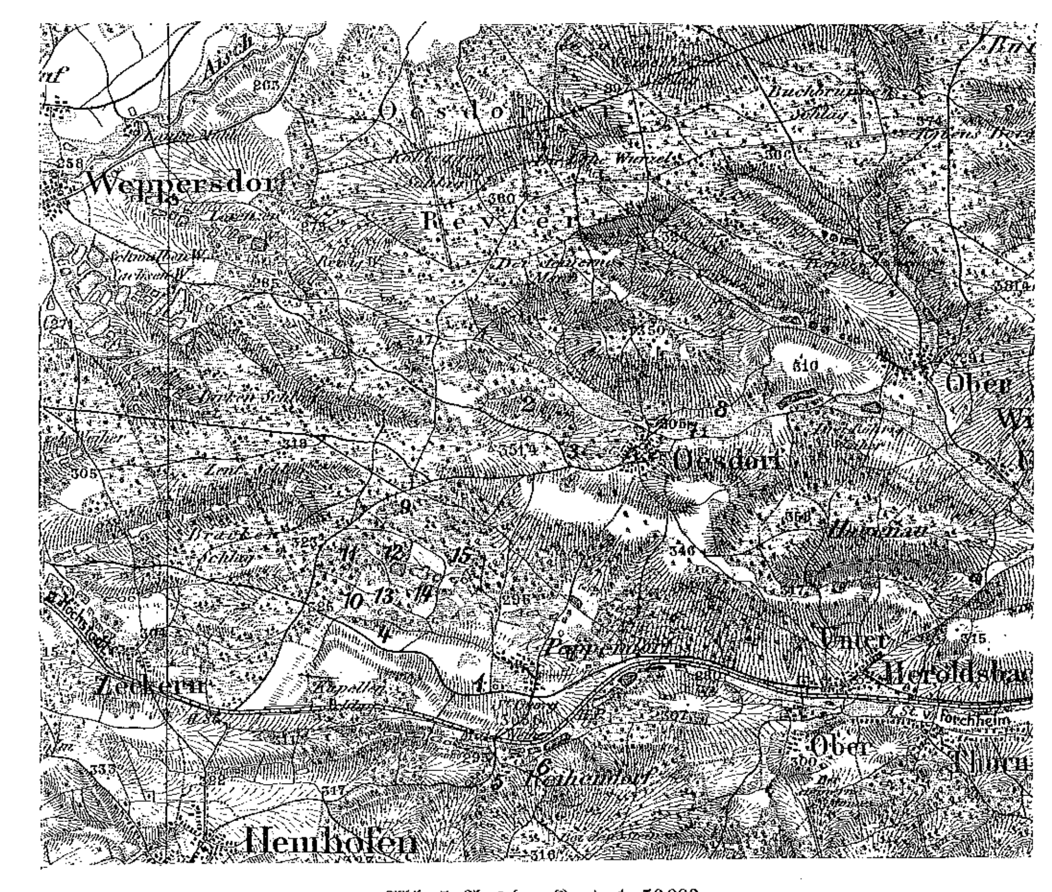


Abb. 5. Aus der Karte 1:50000
1. St. Georgs-Kapelle. 2. Langeloh-Holz. 3. Schmiedstock. 4. Königsteinacker. 5. Eggertenäcker. 6. Lindenäcker. 7. Aschenäcker. 8. Aschenfeld. 9. Bild-Eiche. 10. Reitfelder. 11. Reitholz. 12. Reitäcker. 13. Reitweiher. 14. Schmiedgraben

Die Königsteinäcker liegen 800 m nordwestlich der Poppendorfer Kapelle; die Eggerten- und Lindenäcker 800 m südlich der Kapelle; Aschenäcker und Aschenfeld liegen 2400 m nordöstlich der Kapelle, direkt am Ostausgange von Ösdorf; Hagenaufeld liegt 2500 m nordöstlich der Kapelle.

Das Wort „Eggerten", wohl gleichbedeutend mit Stute, kommt in unserem Gebiete mehrmals vor, zweimal als „Eggerten" selbst, dann als „Schmieds-" bzw. „Grafeneggerten". Es ist dies um so auffallender, da heute das Pferd als Haustier des Bauern in unserer Gegend eine Seltenheit ist.[1]

Die Silbe „Lau" setzt Teudt gleich „Loh" gleich „Heiliger Hain". Von Hain leitet Teudt Hainbuche ab, als den Baum der zu den Umhegungen der Heiligen Haine verwendet wurde. Auch in der Gegend von Langeloh-Holz finden wir die Hainbuche häufig. Die Silbe „Loh" kommt in unserer Gegend selten vor.

Unmittelbar nördlich der Königsteinäcker, zwischen diesen und der St. Georgs Bildeiche, finden wir folgende Flurnamen: Reit-felder, -äcker, -hölzer und -weiher, dazwischen noch ein Langenäcker. Daß die Silbe „Reit", die wir hier viermal und bei der Mulde am Langeloh-Holz als Reitgraben zum fünften Male treffen, mindestens ebensogut aus

[1] Der Name Eggerten scheint mir noch deutlicher den Zusammenhang mit der Roßhaltung zu bestimmten Zwecken zu erweisen. Es läßt sich allen Lautregeln entsprechend aus dem altsächsischen ehu-gard, oder dem althochdeutschen ehu-garto ableiten, was wörtlich Gehege (garto) der Rosse (ehu) bedeutet. Plaßmann.

„Gereut" entstanden sein kann und gewöhnlich mit Reiten gar nichts zu tun hat, ist selbstverständlich. Wir möchten aber hier im Bannkreise der St. Georgs Kapelle und Bildeiche, also des Reitschutzheiligen, dieses „Reit" doch in Zusammenhang bringen mit Reiten. Der Beamte, der vor fast 90 Jahren die Flurpläne aufnahm, unterschied genau zwischen „Reit" und „Reut"; „Reit" verwendet er nur bei den ebengenannten Reitfeldern usw., sonst verwendet er durchweg „Reut". Von diesen Reitfeldern her erfolgten auch seinerzeit die Umritte um die Kapelle; endlich müssen wir noch feststellen, daß die Reitfelder und Äcker, ebenso auch wie die Langenäcker, ungefähr 400 m lang sind, also wieder das von Teudt angegebene Längenmaß für eine Reitbahn haben. Neben diesen Feldern liegt auch hier ein „Schmiedgraben", doch wieder ein Anklang ans Pferd, ans Reiten. Wir möchten annehmen — Beweise haben wir keine —, daß diese Plätze als Reit- und Rennplätze verwendet wurden, wenn der eigentliche Platz, das Langeloh-Holz, vorübergehend oder dauernd nicht als Rennplatz verwendet werden konnte.

In der Waldabteilung westlich dieser Reitäcker, dem Brackenschlag, finden wir eine erhebliche Anzahl von flachen, runden Hügeln, die man wohl als Grabhügel ansprechen muß, vielleicht im Zusammenhang mit Langeloh-Holz.

Etwa 3 km nördlich der Kapelle liegen im Walde ein Tor-Brunnen und eine Teufelsquelle, wogegen östlich von unserem Gebiete eine „Altenburg" mit einer sehr deutlichen Ringwallanlage und einer „Schwedenschanze" liegen. Es ist eine kleine, dreieckige Anlage mit sehr schöner Fernsicht.

Wenn wir die obigen Feststellungen mit jenen von Teudt vergleichen, so finden wir hier wie dort innerhalb eines ausgedehnten Markgebietes auf relativ kleinem Raume sechs sogut wie gleichlautende markante Flurnamen, wenn nötig auch mit sogut wie gleichen Ausmaßen. Die Übereinstimmung geht wohl zu weit, um annehmen zu lassen, daß nur ein Spiel des Zufalles vorliege, man muß vielmehr an einen Zusammenhang glauben, den aufzuklären wohl einer fachmännischen Untersuchung wert wäre.



Aufn.: Deutsches Ahnenerbe

Abb. 6. Georgiritt in Bayern

Die Bücherwaage

Wüst, Walther, **Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch des Alt-Indoarischen (Altindischen).** Lieferung 1 bis 3 (= Indogermanische Bibliothek. Erste Abteilung: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. Zweite Reihe: Wörterbücher. Vierter Band). VIII, 208 Seiten. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1935. Preis 9 RM.

Die ersten drei Lieferungen des von der gelehrten Welt lange erwarteten „Vergleichenden und etymologischen Wörterbuchs des Alt-Indoarischen (Altindischen)" von Walther Wüst liegen nunmehr der allgemeinen Beurteilung vor. Der Verfasser, o. ö. Professor für arische Kultur- und Sprachwissenschaft an der Universität München, ist mit völlig neuen Grundsätzen an sein Werk gegangen. In einer umfangreichen Vorrede sucht der Verfasser den neuen Typ des „vergleichenden und etymologischen" Wörterbuchs nach technischem Aufbau und methodischer Stoffbehandlung zu begründen. Zum erstenmal in der Geschichte der Indogermanistik werden hier allgemein gültige Normen für die Anlage und den Aufbau eines Wörterbuches aufgestellt und in einer strengen, aber gerechten Abrechnung die Fehler und Mängel der bisher erschienenen sogenannten etymologischen Wörterbücher aufgezeigt. Ganz besonders wird dabei die subjektive Benutzung der wissenschaftlichen Fachliteratur gerügt. Viel wertvolles Überlieferungsgut, die Arbeit manches ganzen Gelehrtenlebens, geht dadurch der Wissenschaft für immer verloren. Um dieser Gefahr vorzubeugen, werden deshalb genau und ausführlich alle Einzelheiten des organisatorisch-praktisch-technischen „Arbeitsverfahrens der Stoffaufnahme" Punkt für Punkt durchbesprochen. Kein trockener, pedantischer Schematismus bildet die Grundlage dieser feindurchdachten Arbeitstechnik, sondern es ist „wissenschaftliche Sittlichkeit" und Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Arbeit anderer.

Doch außer dem rein Wörterbuchtechnischen verfolgt Prof. Wüst mit seiner Vorrede, wie schon einige Aufsätze vorausahnen ließen[1], nicht mehr und nicht weniger als die Grundlegung der „Wortkunde als eines selbständigen Wissenschaftsfaches". Für die junge Generation ist es fast erschütternd, zu sehen, wie sich namhafte Indogermanisten junggrammatischer Schule resigniert von jeder „Etymologie" zurückziehen und zu Spezialforschern irgendeines Fachgebietes werden, ohne je wieder dem letzten Ziele der Indogermanistik, der Erforschung der Sprache und Kultur eben des indogermanisch-nordischen Menschen zuzustreben. Dieser Notstand ist nicht zum geringsten dadurch verschuldet, daß — so unglaublich das klingt! — das Kerngebiet der Indogermanistik, die Wortkunde und Wortforschung, noch keine zusammenfassende, methodische Darstellung gefunden hat. In diese Lücke ist nunmehr Prof Wüst getreten. Die wissenschaftliche Gesinnung, die ihn dabei leitete, mögen wir aus seinen eigenen Worten vernehmen: „Wortforschung und Wortkunde müssen ..., im sittlich-höchsten Sinne kämpferisch gesinnt, um die Wahrheit ringen, dabei unentwegt aufs Ganze schauen und kein Mittel unversucht lassen, das zur Erringung der Wahrheit dienlich ist" (S. 11 f.). Das Ziel war „ein einfaches, nur aus wenigen, übersichtlichen Gliedern bestehendes Denkverfahren von allgemeiner, grundlegender Gültigkeit zu gewinnen und dieses Denkverfahren schematisch, d. h. formal-praktisch darzustellen" (S. 78). Die methodische Verwirklichung dieses Zieles ist nichts anderes als die Zusammenfassung sämtlicher auf ein Wort anwendbaren Betrachtungsweisen. Diese neue Methode, die wie alles Wahre nun so selbstverständlich klar und einfach erscheint, ist folgerichtig als Schlußstein in die Gesamtentwicklung der Sprachwissenschaft gefügt. Fünf wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungsstufen macht der Verfasser namhaft. Sie werden mit Einbeziehung aller Kulturwissenschaften sinnvoll zu einem Ganzen vereinigt in dem „Analytischen Monographie-Schema" oder dem „betrachtend-zergliedernden Denkverfahren für wortkundliche Einzelveröffentlichungen". Ein praktisches Beispiel dazu gibt Prof. Wüst anschließend in den „Wortkundlichen Beiträgen zur arischen Kulturgeschichte und

[1] Man vergleiche z. B. den Aufsatz „Etymologie — oder Wortkunde und Wortforschung?" in der „Geistigen Arbeit" 2. Jhrg. Nr. 7. Berlin, 5. April 1935. p. 5 f.

Welt-Anschauung. I. Eine indo-iranische Dialekt-Isoglosse im Ṛgveda". Das nur einmal im Ṛgveda vorkommende Wort cākṣma wird durch die gesamte europäisch-nordamerikanische und einheimisch-indische Forschungsgeschichte hindurch verfolgt und auf Grund des Text-Verbandes, des Klang-, Form- und Bedeutungs-Verbandes (um nur einige dieser Verbandsbezüge zu nennen) überzeugend in das Gesamtleben der Sprache eingereiht — eine wissenschaftsgeschichtlich bedingte und doch kongeniale Erfassung heute lebendigster Gedanken! Prof. Wüsts Methode ist der einzige zielsichere Weg, um über die heute meist üblichen Zufalls-„Etymologien" hinaus zu gesicherten, für Kultur- und Religionsgeschichte wirklich brauchbaren Ergebnissen gelangen zu können.

Nach diesem keineswegs erschöpfenden Bericht über die Vorrede soll zum Schluß noch kurz der weitere Inhalt der vorliegenden drei Lieferungen angedeutet werden. Prof. Wüsts Grundsätze über Literaturbenutzung sind in vorbildlicher Weise in seinem „Schriftenverzeichnis" verwirklicht. Das Schriftenverzeichnis mit rund 1100 Nummern ist eine lückenlose Darstellung der gesamten einschlägigen wortkundlichen Literatur. Sein Aufbau nach den von Prof. Wüst zum erstenmal erkannten sieben Produktionsgruppen gewährleistet sowohl die erkenntniskritische als auch die systematische Erfassung des Stoffes. Da die bibliographischen Angaben einzigartig in ihrer Genauigkeit sind, wird das „Schriftenverzeichnis" auch ganz unabhängig vom Wörterbuch für jeden Sprachwissenschaftler von bleibendem Werte sein. Die ersten Proben, die uns vom Zweiten Teil, dem „Wortschatz des Alt-Indoarischen", vorliegen, zeigen die Früchte einer allseitigen Literaturbenutzung und rechtfertigen die Behauptung, daß das „Vergleichende und etymologische Wörterbuch" Walther Wüsts Ende und Anfang sein wird. Das mangelhafte „Kurzgefaßte etymologische Wörterbuch der Altindischen Sprache" von C. C. Uhlenbeck und das zwar bessere, aber unvollendet gebliebene „Etymologische Wörterbuch der Sanskrit-Sprache" von Ernst und Julius Leumann werden künftighin nur mehr historischen Wert besitzen. Dank der neuen Wortbetrachtungsmethode Prof. Wüsts kann das Alt-Indoarische auch weiterhin dem Germanischen die Hand reichen für eine tiefere Erkenntnis der Kultur- und Geistesgeschichte der arisch-germanischen Urzeit. Das nordische Geistesgut, das vor Jahrtausenden kühne Auswanderer bis zum Indus und Ganges getragen haben, erobert die Wissenschaft zurück. Eine Fülle von Anregung und Belehrung enthält das Werk, für dessen vorzügliche Ausstattung und fehlerfreien Druck wir dem angesehenen Verleger und dem Drucker unsere Anerkennung aussprechen müssen.

K. Hoffmann-München.

Zender, Matthias, **Volksmärchen und Schwänke aus der Westeifel.** Deutsches Volkstum am Rhein. L. Röhrscheid, Bonn 1935. Bd. 2, 171 Seiten und 4 Tafeln. 5,80 RM.

Das neue Buch Zenders schließt sich würdig seiner Sagensammlung an (siehe Germanien 1935, Dezemberheft, S. 379 f.). Von den 1200 Märchen und Schwänken, die Zender in seiner Heimat, der Westeifel, gesammelt hat, veröffentlicht er hier eine Auswahl der kennzeichnendsten Stücke, 200 an der Zahl, alle in der unverfälschten Mundart des Volkes. Ein Anhang bringt Anmerkungen und Erläuterungen. Grundsätzliche Bedeutung hat die große Einleitung über „Erzählen und Erzähler in der Westeifel".

Dr. Otto Huth-Bonn.

Wallner, Ernst M., **Die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen im Lichte der Flurnamengeographie.** L. Röhrscheid, Bonn 1936. 92 Seiten und 2 Tabellen. 4 RM.

Die Beobachtung der Mundartenforschung, daß zwischen Siebenbürgisch-sächsisch und Moselfränkisch-luxemburgisch besonders enge Übereinstimmungen bestehen, darf nicht zu dem Schluß führen, die Siebenbürger stammten aus dem engen Gebiet von Mosel und Luxemburg. Denn der Bereich der Mundarten wandelt sich; beständiger sind die Flurnamen. Das Ergebnis der gewissenhaften Flurnamenuntersuchung, die der Siebenbürger Wallner in Bonn durchführte, kann nicht überraschen: Die Flurnamen Nordsiebenbürgens — auf die er sich zunächst beschränken mußte — weisen eindeutig auf das gesamte mittelrheinische Gebiet als Heimat der „Siebenbürger Sachsen". Manches deutet auf das engere Gebiet von Fränkisch-Nassauen und Siegkreis. Wallner benutzte zu seiner Arbeit das Rheinische Flurnamenarchiv in Bonn und manche andere unveröffentlichte Materialsammlung. Sein Buch ist für die Flurnamenforschung überhaupt von Bedeutung und läßt erneut die große Wichtigkeit eines immer noch fehlenden Flurnamen-Atlas deutlich werden. Die volkskundliche Forschung aber kann jetzt an eine umfassende Vergleichung des rheinfränkischen und siebenbürgischen Volksgutes herangehen, die manche Aufschlüsse geben kann.

Dr. Otto Huth-Bonn.



Drei grundlegende Arbeiten

W. Hülle, **Zur Herkunft der nordischen Rasse. Mannus.** Verlag Kabitzsch-Leipzig. 28. Jahrg. Heft 2, 1936. O. Reche hat in seinem letzten Buch (Rasse und Heimat der Indogermanen) den rassengeschichtlichen und rassenphysiologischen Beweis geführt, daß die nordische Rasse nur in einem meernahen Klima und zwar im nördlichen Europa entstanden sein kann. W. Hülle unternimmt hier den vorgeschichtlichen Beweis. Für die Jungsteinzeit darf als gesichert gelten, daß der Großsteingräberkreis und die Schnurkeramik von nordischer Rasse getragen sind. Reche nimmt das gleiche auch für die Bandkeramik an, aber die von ihm untersuchten Skelette entstammen alle dem großen Ausgleichsgebiet, das die sogenannte Bandkeramik in der Hauptsache darstellt. Die Bandkeramik im engeren Sinne, d. h. die sogenannte Spiral-Mäanderkeramik, ist der nordischen stilgemäß so fremd, daß sie unmöglich den gleichen Träger gehabt haben kann. Die Verhältnisse in Böhmen lassen vermuten, daß die sudetische Rasse hier beteiligt ist. Im übrigen gilt, daß die fraglichen Kulturen, möglicherweise auch die Bemalte Keramik, mehr oder minder stark nordisch bestimmt sind. Ähnlich zeigt der westliche Kreis nordische, westische und kurzköpfige Rassenbestandteile. Die geradlinige Entstehung der nordischen Großsteingräberkultur aus der mittelsteinzeitlichen Ellerbekkultur und der davor liegenden Dobbertinkultur hat schon Kossinna nachgewiesen; nach den neueren grobgerätigen Funden im Norden brauchen wir nicht einmal mehr wie er eine westeuropäische Zuwanderung anzunehmen. Die Herleitung Recht wird darauf verwiesen, daß sie eine ziemlich junge Erscheinung der Jungsteinzeit ist, und daß sie Kossinna mit guten Gründen für eine Tochterkultur der Großsteingräberkultur gehalten hat. Nun die Herleitung aus der Altsteinzeit: Nach Beiseitelassung des französischen Schemas, das nicht mehr tragbar ist, zeigen sich für die Altsteinzeit drei große Kreise: Der Faustkeilkreis, der Handspitzenkreis und der jüngere Stichelkreis. Der Faustkeilkreis (Ostgrenze etwa der Rhein) gehört der Neandertalrasse zu und kommt für die nordische Entwicklung nicht in Frage. Östlicher Nachbar ist die zunächst wenig erkannte Handspitzenkultur, die zweifellos während der Zwischeneiszeiten auch den ganzen nordeuropäischen Raum erfüllt hat, beim Vorrücken des Eises z. T. an den Eisrändern verblieben und so zum Träger der ältesten grobgerätigen Mittelsteinzeitkulturen geworden sein wird. Das bisher schwer einzuordnende Solutréen gehört zweifellos in den Handspitzenkreis. Die Stichelkultur der jüngeren Altsteinzeit (jüngste Stufe Magdalénien) entwickelt sich aus der Handspitzenkultur; wesentliche, aus Klingen gearbeitete Gerätformen des Aurignacien sind überall schon in der Handspitzenkultur vorhanden. Die Menschenfunde bestätigen diese Entwicklung, so daß wir die nordische Kultur nun ebenfalls bis in die Altsteinzeit zurück verfolgen können. / Julius Pokorny, **Substrattheorie und Urheimat der Indogermanen.** Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 56. Band, Heft 1/2, 1936. Bekanntlich besteht die Substrattheorie in der Lehre, daß stets eine fremdrassische Beimischung die Ursache eines Wandels in der Sprache sei. Das trifft in vielen Fällen zweifellos zu, wobei die Sieger Flexion, Wortschatz und Wortbildung, die Unterworfenen dagegen Lautbestand, Wort- und Satzmelodie sowie die innere Sprachform beisteuern. So entstand das Irische aus Indogermanisch und Hamitisch, das Urslavische aus dem Indogermanischen und einem uralalthaischen Substrat. Die nordillyrischen Namen sind einwandsfrei indogermanisch; auch aus diesem Grunde können also die Illyrier nicht von den wahrscheinlich ostmittelländischen Bandkeramikern hergeleitet werden. — Auch für die germanischen Lautverschiebungen ist häufig eine fremde Beimischung in Gestalt einer „Urbevölkerung" vorausgesetzt worden. Sie erklären sich aber aus psychologischen, entwicklungsmäßigen Gründen. Rein sprachlich sind nur ganz geringe Anhaltspunkte für ein Substrat vorhanden, die sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit besser mit uralten Beziehungen zu den finno-ugrischen Sprachen erklären lassen. Weder menschenkundlich noch kulturgeschichtlich ist irgendeine Herleitung aus dem

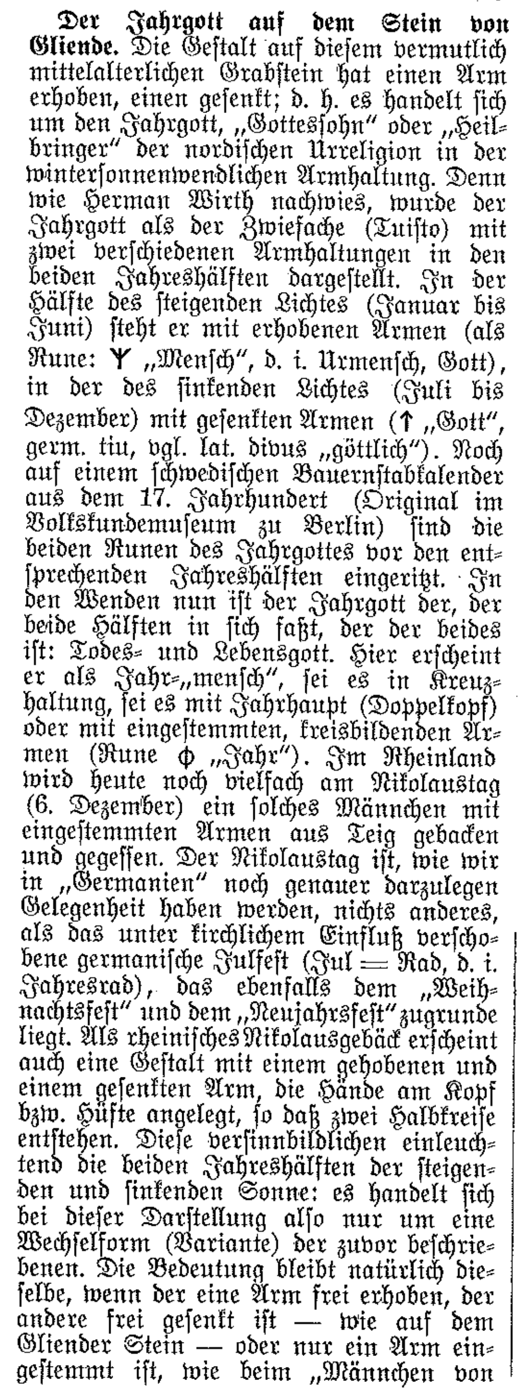
Osten tragbar. Wenn in spätgermanischer Zeit gewisse Kult- und Glaubenserscheinungen östliche Beziehungen vermuten lassen, so beruht das auf der östlichen Ausbreitung der Germanen und deren Rückwirkung, nicht aber auf einer Herkunft aus dem Osten oder einem östlichen Bestandteil im altgermanischen Lebensbereich. Auf Grund der Sprachforschung muß vielmehr die Urheimat der Indogermanen schon vor 2400 v. Zw. zwischen Weser und Weichsel gesucht werden. / Walther Matthes, **Die Gliederung der altgermanischen Zeit.** Grundsätzliches zur Neubenennung der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklungsabschnitte des germanischen Lebenskreises. Mannus. 28. Jahrg. Heft 3, 1936. Seitdem die Vorgeschichtsforschung ein immer klares Bild unserer germanischen Vorzeit hat aufzeigen können, erweist sich die bisher geläufige Zeiteinteilung und -benennung, die vielfach von außen her oder von Einzelerscheinungen genommen sind, in steigendem Maße als unzulänglich. Nach den diesbezüglichen Vorschlägen von Ernst Petersen im „Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit" und Wilhelm Teudt in „Germanien" unternimmt nun Walther Matthes einen tiefschürfenden Versuch einer Neugliederung. Alle sind sich darin einig, daß der Beginn der germanischen Zeit um rund 2000 v. Zw., also dem ungefähren Beginn der Bronzezeit anzusetzen ist. Ihr Ende ist bezeichnet durch den Zerfall in die europäischen Einzelvölker und die schweren inneren Erschütterungen und Zersetzungen, die die Übernahme des Christentums mit sich brachte, fällt also für die Festlandgermanen etwa in die Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts n. Zw., für die Nordgermanen etwa um 1000 n. Zw. Eine innere Gliederung dieses altaermanischen Lebensabschnittes kann nur an den Punkten erfolgen, wo wirklich auf allen Gebieten des Lebens ein Wandel, eine Neugestaltung, ein Umbruch erfolgt ist. Verfasser verfolgt nun die verschiedensten Lebensäußerungen des Germanentums und kommt zu der Feststellung, daß nur einmal, und zwar etwa um 500 v. Zw., ein solcher, alles erfassender Wandel zu erkennen ist. Diese Einteilung deckt sich annähernd mit den Begriffen „Bronzezeit" und Eisenzeit, wobei nur der älteste Abschnitt der Eisenzeit, wie auch stilmäßig durchaus berechtigt, zur Bronzezeit geschlagen werden muß. Siedlungsgeschichtlich und raumpolitisch gesehen, gliedert sich das Germanengebiet bis etwa um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Zw. an die beiden Nordmeere, erst von da ab werden weitere Räume, zunächst der Osten, dann fast ganz Europa in den germanischen Lebensbereich einbezogen. Der gleiche Wandel zeigt sich zur gleichen Zeit in der völkischen Umwelt wie der inneren Gliederung des Germanentums, der Neugestaltung der Stammesbildung. Denselben Einschnitt finden wir auch bei der Kulturhinterlassenschaft, bei Handwerk und bildender Kunst, wobei Matthes von Adama van Scheltema dahin abweicht, daß er die frühe Eisenzeit nicht als Erschöpfungsperiode, sondern als Entsprechung zur älteren Bronzezeit auffaßt. Entspricht die jüngere Lautverschiebung dem Ende der altgermanischen Zeit, so ist die ältere vielleicht auch Ausdruck einer inneren Umgestaltung und dürfte dann den übrigen Erscheinungen an die Seite gestellt werden. Diese zwei großen Abschnitte bezeichnet Matthes als urgermanische Zeit und Wanderzeit und gliedert sie wiederum je in drei Unterabschnitte.

Aus der Urzeit

Fritz Berckhemer, **Der Urmenschenschädel aus den zwischeneiszeitlichen Flußschottern von Steinheim an der Murr.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 28. Der Schädel von Steinheim (den Reche als den Urvater der nordischen Rasse erkannt hat) wurde zusammen mit Resten des Waldelefanten gefunden, gehört also spätestens in die letzte Zwischeneiszeit. Obwohl er älter ist als die bekannten Neandertalerfunde, zeigt er doch in Gesichts- und Schädelbildung bedeutend stärkere Anklänge an den homo sapiens, erweist sich also als Vorfahr der Rassen der jüngeren Altsteinzeit. / Ferdinand Birkner, **Das grobgerätige Mesolithikum in Deutschland.** Ebenda. Nr. 23/24. Verf. erwägt die Frage, ob nicht viele von den als grobgerätige Kultur der Mittelsteinzeit bezeichneten Oberflächenfunden natürlicher Einwirkung ihr Dasein verdanken und verlangt den Nachweis dieser Kultur im Zusammenhang mit unzweifelhaften menschlichen Spuren. / H. Maier, **Die altsteinzeitliche Wohnhöhle „Kleine Scheuer" im Rosenstein (Schwäb. Alb).** Mannus. 28. Jahrg. Heft 2, 1936. Die Grabung ergab Funde der Willendorfer und Thainger Stufe und erwies die hochgelegene Höhle als nur zeitweilig bewohnten Jagdaufenthalt.

Hertha Schemmel.

Aus der Landschaft



Der Jahrgott auf dem Stein von Gliende. Die Gestalt auf diesem vermutlich mittelalterlichen Grabstein hat einen Arm erhoben, einen gesenkt; d. h. es handelt sich um den Jahrgott, „Gottessohn" oder „Heilbringer" der nordischen Urreligion in der wintersonnenwendlichen Armhaltung. Denn wie Herman Wirth nachwies, wurde der Jahrgott als der Zwiefache (Tuisto) mit zwei verschiedenen Armhaltungen in den beiden Jahreshälften dargestellt. In der Hälfte des steigenden Lichtes (Januar bis Juni) steht er mit erhobenen Armen (als Rune: ᛉ „Mensch", d. i. Urmensch, Gott), in der des sinkenden Lichtes (Juli bis Dezember) mit gesenkten Armen (↑ „Gott", germ. tiu, vgl. lat. divus „göttlich"). Noch auf einem schwedischen Bauernstabkalender aus dem 17. Jahrhundert (Original im Volkskundemuseum zu Berlin) sind die beiden Runen des Jahrgottes vor den entsprechenden Jahreshälften eingeritzt. In den Wenden nun ist der Jahrgott der, der beide Hälften in sich faßt, der der beides ist: Todes- und Lebensgott. Hier erscheint er als Jahr-„mensch", sei es in Kreuzhaltung, sei es mit Jahrhaupt (Doppelkopf) oder mit eingestemmten, kreisbildenden Armen (Rune ϕ „Jahr"). Im Rheinland wird heute noch vielfach am Nikolaustag (6. Dezember) ein solches Männchen mit eingestemmten Armen aus Teig gebacken und gegessen. Der Nikolaustag ist, wie wir in „Germanien" noch genauer darzulegen Gelegenheit haben werden, nichts anderes, als das unter kirchlichem Einfluß verschobene germanische Julfest (Jul = Rad, d. i. Jahresrad), das ebenfalls dem „Weihnachtsfest" und dem „Neujahrsfest" zugrunde liegt. Als rheinisches Nikolausgebäck erscheint auch eine Gestalt mit einem gehobenen und einem gesenkten Arm, die Hände am Kopf bzw. Hüfte angelegt, so daß zwei Halbkreise entstehen. Diese versinnbildlichen einleuchtend die beiden Jahreshälften der steigenden und sinkenden Sonne: es handelt sich bei dieser Darstellung also nur um eine Wechselform (Variante) der zuvor beschriebenen. Die Bedeutung bleibt natürlich dieselbe, wenn der eine Arm frei erhoben, der andere frei gesenkt ist — wie auf dem Gliender Stein — oder nur ein Arm eingestemmt ist, wie beim „Männchen von Oechsen" und dem Weihnachtsgebäck der Schweiz (Bern u. Vevey. S. Germanien 1935, H. 7, S. 212).



Zu erwägen wäre noch folgendes: die Gestalt auf dem Grabstein von Gliende steht in einem Rechteck, das Zeichen des Grabhauses ist und dem Sinne nach somit entspricht dem „Ur"-bogen, in dem das Männchen von Oechsen steht. Es würde sich dann in beiden Fällen um eine graphische Darstellung des Wintersonnenwendemythos handeln, demzufolge der Jahrgott in der Winterwende in das Grabhaus, die Mutter Erde eingeht und aus ihr wiedergeboren wird.

Dr. O. Huth.

Die Abbildung wurde uns von Lehrer W. Kuntze (Gr.-Schierstedt) zur Verfügung gestellt.

Hieb und Stich

Verdrehungen und Verschweigungen. Eine größere Anzahl von Tageszeitungen brachte kürzlich unter dem Titel „Chemie, der Feind der Fälschungen" eine im übrigen wenig belangreiche Zusammenstellung von gefälschten Handschriften, die auf chemischem Wege als unecht nachgewiesen sind. Diese Notiz ist offenbar von einer zentralen Stelle an die gesamte Presse versandt worden. Wes Geistes Kind der anonyme Urheber ist, wird dadurch gekennzeichnet, daß er dem Leser die Annahme suggeriert, Herman Wirth habe die Handschrift der Ura-Linda-Chronik für echt gehalten und sei auf eine Fälschung hereingefallen. Solch böswilligen Verdrehungen gegenüber sei hier noch einmal festgestellt, daß Wirth auf Seite 135 seiner Ausgabe ausdrücklich betont, daß das Papier der Handschrift ungefähr aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stamme, und daß diese Tatsache durch eine von ihm veranlaßte Untersuchung noch einmal bestätigt worden sei. — Gewisse „Kämpfer" bedienen sich eben heute, wie ehemals, lieber eines heimtückisch abgeschossenen Pfeiles, als einer ehrlichen blanken Waffe. — Wir lesen ferner in den „Deutschen Briefen" (Verlag Hans Börner, Berlin W 35):

„In der genannten Rede (der des Führers auf dem Reichsparteitag) befand sich jene unmißverständlich scharfe Absage gegen die ‚Böttcherstraßenkultur', also die längst notwendige Feststellung, daß eine Zukunftskultur nicht aus dem Museum entstehen kann, wie es diejenigen im Auge haben, die in Übertreibung eines an sich durchaus achtbaren Forschungsprinzips nach ‚atlantischen' Motiven suchen. Was für die Böttcherstraße in der Baukunst gilt, gilt für Herman Wirth und andere auf anderen Gebieten. Eine neue Baukunst aus diesem Impuls ist ebensowenig denkbar, wie etwa eine Neuerweckung des Wotan-Glaubens als wirklicher, lebendiger Religion."

Dem geistreichen Verfasser dieser Ausführungen (er bezeichnet sich mit Dr. W. F.) fehlt es leider in bedauerlichem Maße an dem Geiste der Sachlichkeit, und außerdem an dem notdürftigsten Wissen von den Dingen, über die er urteilt. Denn sonst würde er nicht unterstellen, daß Herman Wirth jemals einem „Wotan-Glauben" das Wort geredet hätte — von der sprachwidrigen Monstrosität der Namensform „Wotan" (trotz Richard Wagner!) ganz zu schweigen. Daß allerhand Anonymschreiber die Stelle in der Führerrede in diesem Sinne verdrehen würden, war von jedem vorauszusehen, der die Taktik der Kämpfer im Dunklen kennt. Mit noch größerem Rechte könnten sie freilich Richard Wagner als einen Vorkämpfer des „Wotans-Glaubens" denunzieren; hat er doch zweifellos mit der Gestalt des Wodan ganz wesentliche Glaubenselemente wieder zu verbinden gesucht. „Beweise" für solche Unterstellungen in Reden des Führers zu suchen, dafür dürfte es ihnen freilich an Grundlagen, wie vor allem auch an Mut gebrechen.

Der Wahrheit die Ehre! Das bedeutet freilich nicht nur, falsches Zeugnis wider seinen Nächsten unterlassen, sondern auch, die Verdienste des Volksgenossen nicht dort verschweigen, wo sie zu einem wahrheitsgetreuen Bilde des Ganzen gehören. Im „Völkischen Beobachter" vom 7. 5. 1936 berichtete Dr. Theodor Steche über „Den heutigen Stand der Runenfrage". Er schreibt dort die beherzigenswerten Worte: „Die ‚alten germanischen Kultzeichen', wie sie Krause nennt, findet man hauptsächlich in skandinavischen Felszeichnungen, sie stammen unleugbar aus Zeiten, die viel früher liegen als die ersten Berührungen der Germanen mit den Mittelmeervölkern. Die Felszeichnungen enthalten zwar vielfach echte Bilder, zum Teil aber auch Zeichen, die keine Bilder mehr sind, sondern Wörter (Begriffe) bezeichneten ... Unsere weltanschaulichen Gegner stellen unsere germanischen Vorfahren als unbegabte ‚Barbaren' hin, die zu jeder Schöpfung erst durch die Mittelmeervölker angeregt werden mußten. Für uns ist es deshalb entscheidend wichtig, wenn wir den Nachweis führen können, daß die Germanen schon *vor* der Berührung mit den Mittelmeervölkern geistig so hoch standen, von sich aus eine Schrift erfinden zu können. Der Nachdruck ist zu legen auf die Worte ‚*eine* Schrift', irgendeine Schrift; dagegen ist es weltanschaulich *nicht* wesentlich, ob die älteste eigenerfundene germanische Schrift dieselbe war wie die vom ersten vorchristlichen Jahrhundert an bezeugten Runen, oder

eine andere. Nur die erste Schrift unserer Vorfahren muß vom Mittelmeer unabhängig gewesen sein!

Die neue, fachlich den früheren Annahmen weit überlegene Auffassung ist also auch weltanschaulich durchaus tragbar. Deshalb ist den Fachgelehrten wie den Laienforschern dringend zu raten, nicht ihre Kräfte in unfruchtbaren Streitigkeiten zu verzetteln, sondern die neue Auffassung vom doppelten Ursprung der Runen zur Grundlage und zum Ausgangspunkt der weiteren Arbeiten zu machen und zu versuchen, diese möglichst zu vertiefen und auszubauen."

Das ist uns aus der Seele gesprochen. Es fehlt darin nur eins: die Feststellung nämlich, daß ein Forscher schon längst auf die Schriftzeichen auf den Felsbildern und anderswo hingewiesen hat, daß er diese Schriftzeichen als „Begriffszeichen" mit einem weltanschaulichen Inhalt erkannt und sie in einem widerspruchslosen System in den Gesamtzusammenhang unserer kultischen und brauchtümlichen Sinnbilder hineingebaut hat, dafür aber von einer stattlichen Anzahl staatlicher Fachgelehrter als „Phantast" beschimpft worden ist. Dieser Forscher heißt Herman Wirth. Wann wird man endlich dazu übergehen, wenn man zu einer besseren Überzeugung gelangt ist, diese nun auch darin zum Ausdruck zu bringen, daß man dem Verdienste seine Krone gibt? Wann wird man endlich Männer wie Ernst Krause, Willy Pastor und Herman Wirth auch mit Namen zu nennen wagen, nachdem man sich ihre Erkenntnisse zu eigen gemacht hat? Wenn es nicht geschieht, so ist es nicht immer böser Wille, sondern zuweilen auch anscheinend jenes „Tabu", das durch gegenstandslosgewordene Angriffe mit jenen Namen verbunden worden ist. Mut zur Wahrheit wäre hier der wahre Männerstolz!

Glücklicherweise fehlt es nicht an Gelehrten (wenn es auch noch wenige sind), denen dieser Mut Selbstverständlichkeit ist. So schrieb kürzlich Professor Dr. Hugo Dingler in München an uns: „Herman Wirth hat ganz Großes geleistet, indem er die fast versunkene Welt der Sprache, des Frühornaments und der Symbole, die uns überall noch umgibt, sobald wir wieder sehen gelernt haben, wieder hervorgegraben hat. Er als Erster vermochte so zum mindesten eine einmal plausible Deutung für weite Bereiche zu geben. Mag sonst alles falsch sein, was ich auch nicht überall für ausgemacht halte, so ist das gewiß eine ganz große Sache. Jetzt wollen kleine Geister das alles verkleinern und beiseite schieben mit banalsten Kompetenzargumenten, die die Sache gar nicht treffen!"

Ehre dem, der der Wahrheit die Ehre gibt! Das lautet etwas anderes, verehrter Herr Dr. W. F., als Ihr „Wotan-Glaube"! Wir sind stolz darauf, daß wir von allem Anfang an nach dieser Erkenntnis gehandelt haben. Und wir werden es uns nicht nehmen lassen, trotz aller banalen „Kompetenzargumente" weiter darnach zu handeln.

Mit fremden Federn. D. Dr. Anton Stonner, ehemaliger Angehöriger des Jesuitenordens, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die angeblich unlösliche Verbundenheit von deutschem Volkstum und römischem Kirchentum wissenschaftlich darzutun. Dies alles natürlich erst, nachdem das völkische Deutschtum zum Selbstbewußtsein erwacht ist und sein Eigenrecht verficht — im anderen Falle hätte man es mitsamt der „unauflöslichen Verbundenheit" ruhig absacken lassen. Es liegt uns ein Büchlein des besagten Mannes vor, das in dritter Auflage im Verlage Pustet in Regensburg 1934 erschienen ist und den Titel führt: „Germanentum und Christentum. Bilder aus der deutschen Frühzeit zur Erkenntnis deutschen Wesens."

An sich brauchten wir nicht viel dagegen zu haben, wenn sich jemand unsere Federn an den Hut steckt. Nur daß es sich dabei um einen Jesuiterhut handelt, und daß die Federn intensiv schwarz gefärbt worden sind, will uns nicht recht behagen.

Greuelmärchen — „möglicherweise". In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 24. 9. 1936 finden wir einen Bericht über die Freilegung eines großen Grabes aus der mittleren Bronzezeit in Markkleeberg-Ost, die durch Professor Tackenberg von der Universität Leipzig durchgeführt wurde. Es wird da erzählt, daß den „staunenden Jungen" einer Schulklasse von den Grabfunden Mitteilung gemacht wurde. Die Jungens werden erst recht gestaunt haben, als sie folgendes vernahmen: „In den Gräbern sind manchmal Frauen mit Kindern beigesetzt, was möglicherweise auf die grausame Sitte schließen ließe, daß das Kind der verstorbenen Mutter in den Tod zu folgen hatte. Doch das ist noch (!!) nicht bewiesen."

Wer es einwandfrei nachweist, wird zweifellos den großen Preis der Emigrantenpresse bekommen. Dies „noch nicht" berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Aber Scherz beiseite — wir können nicht glauben, daß ein angesehener Vertreter der nationalsten Wissenschaft wirklich etwas Derartiges den unverdorbenen deutschen Jungens verzapft hat. Und wir glauben auch nicht, daß eine mit Recht angesehene Zeitung wie die LNN. dies als ihre redaktionsamtliche Meinung angesehen wissen will. Sie sollte aber ihren Berichterstatter einmal gehörig zurechtweisen! Vielleicht klärt uns dieser dann darüber auf, welchem Umstande wir denn überhaupt unsere leibliche Existenz verdanken, wenn es bei unsern Vorfahren üblich war, daß die Kinder ihren Eltern in den Tod zu folgen hatten. Vielleicht stammt er selbst aus einer Familie, in der die Kinderlosigkeit erblich ist. — Das Ganze ist aber leider bezeichnend dafür, mit welcher inneren Einstellung an den Zeugnissen unserer Vergangenheit herumgedeutet wird. Sollte nicht vielleicht die Meinung zunächst näher liegen, daß „möglicherweise" die dort beigesetzten Kinder mit ihren Müttern zusammen einer allgemeinen Seuche erlegen und dann gemeinsam begraben worden sind? Kommt das nicht „möglicherweise" auch heute noch vor? Aber nein — es muß zunächst die blutrünstigste Deutung herangeholt werden.

Urwaldgermanen im Weltbad. In dem Werbeblatt des Bades Pyrmont lesen wir folgenden schönen Satz: „Hier badete der Urwaldgermane, hier rastete der römische Legionär." Wir schlagen vor, zur Erhöhung der Wirkung den Satz noch etwas markiger zu fassen: „Hier suhlte sich urchig der Urwaldgermane." Der vornehme römische Legionär gewinnt dann eine noch wirksamere Folie, und der mondänen Benutzerin der heißen Quelle wird es noch heute bei dieser Erinnerung wie wohliger Schauder über die zarte Niveahaut laufen. Huh! Pl.



Bericht über die Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V. am 4. Oktober 1936 in der Pflegstätte für Germanenkunde zu Detmold

Professor Teudt begrüßte die Anwesenden und drückte seine Freude über den Zusammenschluß mit dem „Deutschen Ahnenerbe" aus. Er bezog sich auf die außerordentliche Mitgliederversammlung in Heidelberg und feierte die Krönung der in Detmold geleisteten Arbeit durch die bevorstehende Eröffnung der Pflegstätte für Germanenkunde. Er teilte mit, daß er in der Ausschußsitzung vom 18. Januar 1936 den Vorsitz der Vereinigung aus Anlaß des Zusammenschlusses mit dem Deutschen Ahnenerbe niedergelegt habe und daß an seine Stelle der Generalsekretär des Deutschen Ahnenerbes, SS-Untersturmführer Sievers, einstimmig gewählt worden ist. Zum stellvertretenden Vorsitzenden sei der hauptamtlich an die Pflegstätte übernommene Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Oeynhausen, der nach Detmold übersiedelt, gewählt worden. Dr. Beyer sei vom Deutschen Ahnenerbe als sein wissenschaftlicher Mitarbeiter und Stellvertreter berufen worden.

Dann eröffnete der Vorsitzende die Mitgliederversammlung und stellte ihre Beschlußfähigkeit fest. Er gab zu Punkt I der Tagesordnung einen Überblick über die Aufgaben des Deutschen Ahnenerbes und seiner Abteilung „Pflegstätte für Germanenkunde", die in den Aufsätzen dieses Heftes „Was will das Deutsche Ahnenerbe" und „Wer hat Teil am Deutschen Ahnenerbe" ausführlich behandelt sind.

Punkt II der Tagesordnung umfaßte die zum Zwecke des Anschlusses durchzuführenden Satzungsänderungen. Die neuen Satzungen lauten:

„Satzung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V.

§ 1

Die Vereinigung bezweckt, die Forschungen des Deutschen Ahnenerbes e. V. Berlin, insbesondere ihre Abteilung „Pflegstätte für Germanenkunde" mit dem Sitz in Detmold, in jeder Beziehung zu fördern.

§ 2

Die Gemeinschaft führt den Namen „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V." und hat ihren Sitz in Detmold. Sie ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Detmold einzutragen.

§ 3

Mitglied der Vereinigung können natürliche und juristische Personen werden. Über die Aufnahme entscheidet der Vorsitzende. Die Gründe einer Ablehnung brauchen nicht bekanntgegeben zu werden.

§ 4

Die Mitgliedschaft erlischt a) durch Tod, b) durch Austritt, c) durch Ausschluß. Mit dem Verlust der Mitgliedschaft erlischt jeder Anspruch an das Vermögen oder an die Leistungen der Vereinigung. Der Austritt erfolgt durch schriftliche Anzeige an den Vorsitzenden der Vereinigung und wird wirksam zum Schluß des Kalenderjahres. Der Ausschluß eines Mitgliedes erfolgt durch den Vorsitzenden mit sofortiger Wirkung ohne Angabe von Gründen.

§ 5

Jedes Mitglied hat die vom Vorsitzenden festgesetzten Beiträge zu entrichten. Es hat das Recht, an den Veranstaltungen der Vereinigung teilzunehmen und Anträge an den Vorsitzenden zu richten. Der Vorsitzende darf in besonderen Fällen die Beiträge ermäßigen oder erlassen.

§ 6

Der Vorstand im Sinne des § 26 des BGB. ist der Vorsitzende der Vereinigung, in dessen Behinderung sein Stellvertreter. Der Vorsitzende führt alle Geschäfte der Vereinigung nach bestem Wissen und Gewissen.

§ 7

Dem Vorsitzenden des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes e. V., der alleiniges Aufsichtsorgan der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V. ist, steht die Ausübung aller mangels besonderer Vorschriften dieser Satzung nach gesetzlichen Bestimmungen der Mitgliederversammlung zustehenden Rechte, außer über die Auflösung der Vereinigung zu beschließen, zu. Insbesondere stehen ihm folgende Rechte und Pflichten zu:

1. Die Berufung und Abberufung des Vorsitzenden der Vereinigung,
2. ein Kuratorium der Vereinigung zu bilden, das beratende Aufgaben hat, und die Mitglieder des Kuratoriums zu berufen und abzuberufen,
3. Satzungsänderungen zu beschließen,
4. im Falle der Auflösung der Vereinigung über die Verwendung des Vermögens zu bestimmen.

§ 8

Das Recht über die Auflösung der Vereinigung zu beschließen, steht der Mitgliederversammlung zu. Der Auflösungsbeschluß kann nur mit Dreiviertel-Mehrheit erfolgen.

§ 9

Die Einberufung der Mitgliederversammlung erfolgt nach den Vorschriften des § 36 des BGB. Der Vorsitzende ist verpflichtet, die Mitgliederversammlung zu berufen, wenn mehr als die Hälfte aller Mitglieder die Berufung verlangt. Zur Einberufung genügt der Abdruck einer Einladung in der Zeitschrift ‚Germanien'."

Auf Wortmeldungen zu dem Satzungsantrag wurde allgemein verzichtet. Die verlesenen Satzungen wurden von der Mitgliederversammlung und vom Ausschuß einstimmig unter Beifall angenommen. Der Vorsitzende stellte fest, daß durch Annahme der neuen Satzungen der bisherige Ausschuß nunmehr aufgehoben ist und an seine Stelle das Kuratorium der Vereinigung tritt.

Die Versammlung beschloß darauf einstimmig zu § 7, 1 der Satzungen, den Vorsitzenden des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes zu bitten, in das Kuratorium der Vereinigung den Reichsstatthalter Dr. Meyer, Professor Teudt und Bürgermeister Keller zu berufen.

In der dann zu Punkt III der Tagesordnung folgenden Aussprache kamen die Ortsgruppenleiter und Mitglieder zu Worte. Die gegebenen und durchgesprochenen Anregungen wurden vom Vorsitzenden zur Erledigung vorgemerkt. Den Ortsgruppenleitern kündigte der Vorsitzende Richtlinien für die Neuorganisation an.

Mit besonderer Genugtuung und unter lebhaftem Beifall wurden die Mitteilungen über die Preisherabsetzung der Zeitschrift sowie die wertvollen Leistungen des Verlages K. F. Koehler und die tatkräftige Förderung seines Betriebsführers Dr. von Hase aufgenommen.

Nach der allgemeinen Aussprache wurde die Versammlung geschlossen. Pl.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil **Dr. J. O. Plaßmann**, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil **Dr. Viergutz**,

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 | Dezember | Heft 12

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Julzeit — heilige Zeit

Nordisch-germanischer Gottglaube lebt seit Jahrtausenden in seinen Sinnbildern. Er lebt unzerstörbar in jenen, die diese Sinnbilder schufen und die in ihnen das große Gleichnis von der ewigen Wiederkehr des Seienden und der Unzerstörbarkeit der lebendigen Kräfte erkannten, mit denen sich das All geschmückt. Mit ihrem Blute und Geiste haben sie das Ahnen von dem großen Geheimnis ihren Nachfahren weitergegeben, die aus den Sinnbildern uraltes Erleben immer von neuem erweckten; die in dem Gleichnis von dem neugeborenen Kindlein das Gleichnis von der Unvergänglichkeit des Lebens erkannten und in der heiligen Mütternacht, wie die frommen angelsächsischen Heiden sie nannten, sich dem ewigen Urquell allen Lebens nahefühlten.

Sinnbilder sind mehr als Zierat, mehr als Symbole im allgemeinen Sinne. Sie sind Abbilder eines innersten Erlebens, in eine Form geprägt, die geheimnisvoll zu dem sprechen, der Blut vom Blute und Geist vom Geiste jener hat, die einst in der Urzeit aus ihrem Welterleben diese Bilder schufen. Darum sprechen sie auch heute noch zu uns, darum wecken sie in uns jenes Urerlebnis, das einmalig und ewig ist, das keiner Psychologie und keiner Entwicklung unterworfen ist, weil es unmittelbar von jenem Punkte der Seele ausgeht, in dem sich das Menschliche mit dem Göttlichen berührt.

Dieses Urerlebnis ist die Geburt des Lichtes.

Dem Germanen ist alles was uns vergänglich erscheint, ein Gleichnis des großen Unvergänglichen, des Allvaters der Welt, des Lebens und unseres Seins. Unter mancherlei Bildern hat er diese ewige Wahrheit begriffen. Er fand sie im Bilde des wegelosen Wanderers wieder, der gewaltig durch die Lande fährt, und der niemals an ein Ziel kommt, weil sein Ziel ewig in ihm selber ruht. Er fand sie zugleich in dem Bilde von dem Kindlein, das in der goldenen Wiege im dunklen Grabe der Ahnen geboren wird — in der Urzeit, da die Aare schrien und heiliges Naß von den Himmelsbergen zur Erde träuft. Diese Urzeit ist ewig in ihm; zeitlos, und nur in den Zeiten der tiefsten Selbstbesinnung zum